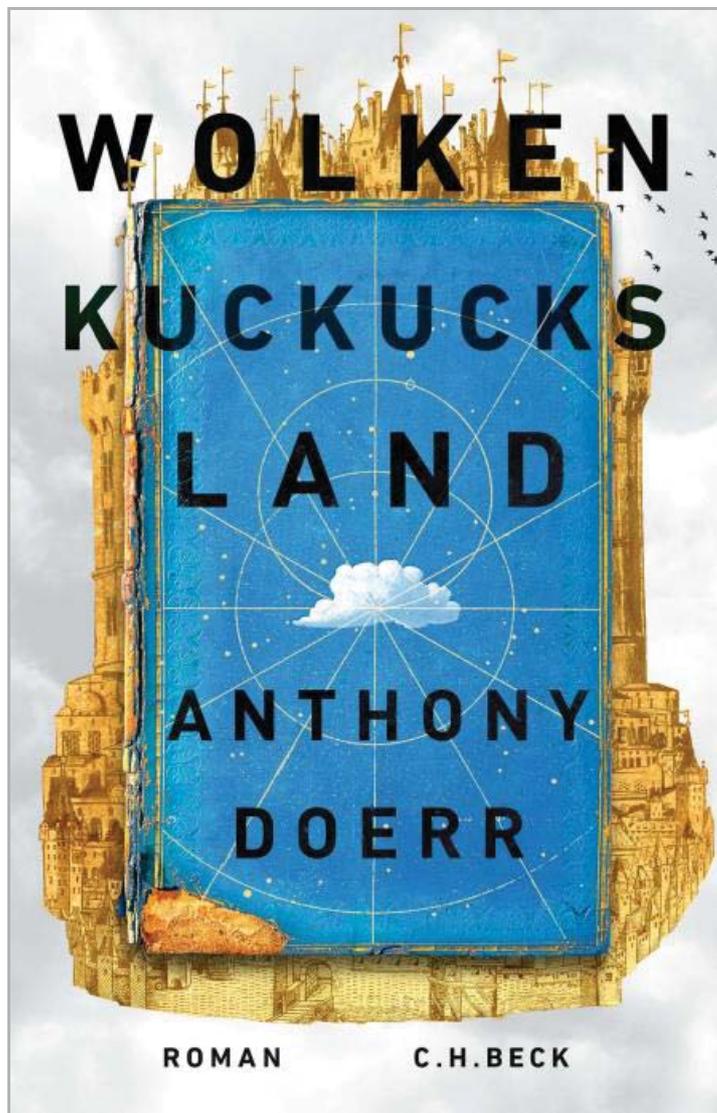


Unverkäufliche Leseprobe



**Anthony Doerr
Wolkenkuckucksland**

2021. 532 S.

ISBN 978-3-406-77431-7

Weitere Informationen finden Sie hier:

<https://www.chbeck.de/32390695>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Anthony Doerr

WOLKEN
KUCKUCKS
LAND

ROMAN

Aus dem Englischen
von Werner Löcher-Lawrence

C.H.BECK

Diese Geschichte ist frei erfunden. Alle Bezüge zu historischen Ereignissen, tatsächlichen Personen und Orten sind rein fiktiv. Alle übrigen Namen, Personen, Orte und Ereignisse entspringen einzig und allein der Fantasie des Autors, und jede Ähnlichkeit mit tatsächlichen Geschehnissen, Orten oder Personen, lebend oder tot, ist rein zufällig.

Titel der amerikanischen Originalausgabe:

«Cloud Cuckoo Land»

Copyright © 2021 by Anthony Doerr

Erschienen bei Scribner, an Imprint of Simon & Schuster, Inc.,
New York 2021

Aus den folgenden Werken wird mit freundlicher Genehmigung zitiert:

Aristophanes: *Die Vögel*. Aus dem Griechischen übersetzt von

Christian Voigt. © 1971 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH.

Homer: *Odyssee*. Aus dem Griechischen übersetzt von Roland Hampe.

© 1979 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH.

Für die deutsche Ausgabe:

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl,
nach der Originalausgabe bei Simon & Schuster © Jonathan Bush

Umschlagabbildungen: Motive von Bridgeman, Getty Images,
Plainpicture und Shutterstock

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 77431 7



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

*Für alle Bibliothekare,
damals, heute und in den Jahren,
die da kommen werden*

Chorführer: Schön, welchen Namen wählen wir nun für die Stadt?

Ratefreund: Wollt ihr so was recht Großes, Lakedaimonisches,

So nennen wir sie Sparta.

Hoffegut: Hilf mir Herakles!

Wer möchte «Spart da» nennen unsre neue Stadt?

Wer spart da wohl bei Gründung dieser Residenz?

Ratefreund: Wie soll denn aber nun ihr Name sein?

Hoffegut: Er sei

Genommen aus den Wolken und dem Reich der Lüfte.

Was Hochgestochenes.

Ratefreund: Na – Wolkenkuckucksland?

Aristophanes, *Die Vögel*, 414 vor Christus

PROLOG

*Für meine allerliebste Nichte,
in der Hoffnung,
dass dies dir Gesundheit
und Licht bringt*

Die Argos

Missionsjahr 65
Tag 307 in Gewölbe Eins

Konstance

Ein vierzehnjähriges Mädchen sitzt im Schneidersitz auf dem Boden eines kreisrunden Gewölbes. Wilde Locken liegen ihr wie ein Heiligenschein um den Kopf, die Strümpfe sind voller Löcher. Das ist Konstance.

Hinter ihr, in einem durchsichtigen Zylinder, der fast fünf Meter hoch vom Boden bis zur Decke reicht, hängt eine Maschine, aus unzähligen Goldfäden bestehend, von denen keiner dicker als ein menschliches Haar ist. Jeder dieser Fäden windet sich in einer erstaunlich komplexen Verschlungenheit um Tausende andere. Gelegentlich pulsiert Licht in einem der Bündel: mal hier, mal da. Das ist Sybil.

Zusätzlich gibt es noch eine aufblasbare Liege, eine Recyclingtoilette, einen Essensdrucker, elf Säcke Nahrungspulver und ein multidirektionales Laufband in Form eines Autoreifens, Perambulator genannt. Aus einem Diodenring an der Decke fällt Licht. Ein Ausgang ist nicht zu erkennen.

Der Großteil des Bodens wird von fast hundert rechteckigen Zetteln bedeckt, die Konstance aus leeren Nahrungspulversäcken gerissen, zu einer Art Quadrat zusammengelegt und mit selbst gemachter Tinte beschrieben hat. Auf manchen drängen sich die Zeilen dicht an dicht, auf anderen steht nur ein einziges Wort. Eines enthält die vierundzwanzig Buchstaben des griechischen Alphabets. Auf einem anderen ist zu lesen:

In den tausend Jahren vor 1453 wurde Konstantinopel dreiundzwanzig Mal belagert, aber kein Heer vermochte je, die Mauern zu überwinden.

Konstance lehnt sich vor und nimmt drei Zettel aus dem Puzzle vor sich. Die Maschine hinter ihr flimmert.

Es ist spät, Konstance, und du hast den ganzen Tag noch nichts gegessen.

«Ich habe keinen Hunger.»

Wie wäre es mit einem leckeren Risotto? Oder einem Lamnbraten mit Stampfkartoffeln? Es gibt immer noch viele Kombinationen, die du nicht ausprobiert hast.

«Nein, danke, Sybil.» Sie betrachtet den ersten Zettel und liest:

Die verschollene griechische Prosaerzählung *Wolkenkuckucksland* des Schriftstellers Antonios Diogenes, die von der Reise eines Hirten in eine utopische Stadt am Himmel berichtet, geschrieben wahrscheinlich um das Ende des ersten Jahrhunderts v. u. Z.

Den zweiten:

Durch eine byzantinische Zusammenfassung des Buches aus dem neunten Jahrhundert wissen wir, dass es mit einem kurzen Prolog begann, in dem sich Diogenes an eine kränkelnde Nichte wandte und ihr erklärte, er habe die nachfolgende komische Geschichte nicht erfunden, sondern sei in einem Grab der alten Stadt Tyros darauf gestoßen.

Den dritten:

Auf dem Grab, schrieb Diogenes an seine Nichte, stand: *Aethon – lebte 80 Jahre als Mensch, 1 Jahr als Esel, 1 Jahr als Zackenbarsch, 1 Jahr als Krähe*. Im Grab, behauptete er, eine hölzerne Truhe gefunden zu haben, darauf die Aufschrift: *Fremder, wer immer du bist, öffne dies und siehe, was dich erstaunen wird*. In der Truhe selbst hätten vierundzwanzig Tafeln aus Zypressenholz mit Aethons Geschichte gelegen.

Konstance schließt die Augen, sieht, wie der Dichter in die Finsternis des Grabes hinabsteigt, sieht, wie er im Licht seiner Fackel diese seltsame Truhe untersucht.

Die Dioden in der Decke verblassen langsam, die weißen Wände verfärben sich bernsteingelb, und Sybil sagt: *Bald ist LightOut, Konstance*.

Sie geht vorsichtig zwischen den Zetteln auf dem Boden hindurch und holt die Reste eines leeren Sacks unter ihrer Liege hervor. Mit Zähnen und Fingern reißt sie ein rechteckiges Stück heraus, gibt einen kleinen Löffel Nahrungspulver in den Essensdrucker, drückt einige Knöpfe, und der Drucker spuckt ein paar Gramm einer dunklen Flüssigkeit in seine Schüssel. Konstance nimmt einen aus einem Polyäthy-

lenrohr herausgebrochenen behelfsmäßigen Stift, dessen Spitze sie zu einer Schreibfeder geschnitzt hat, taucht ihn in die behelfsmäßige Tinte, beugt sich über den leeren Zettel und zeichnet eine Wolke darauf.

Sie taucht ihre Feder ein zweites Mal in die Tinte.

Über die Wolke zeichnet sie die Türme einer Stadt und deutet mit Punkten winzige Vögel an, die um die Türme herum aufsteigen. Der Raum wird immer dunkler. Sybil flimmert. *Konstance, ich muss darauf bestehen, dass du etwas isst.*

«Ich bin nicht hungrig, danke, Sybil.»

Sie nimmt einen Zettel, auf dem ein Datum steht, der *20. Februar 2020*, und legt ihn neben einen anderen mit der Aufschrift *Tafel A*. Die Zeichnung der Wolkenstadt kommt links daneben. Einen Atemzug lang scheint es fast so, als stiegen die drei Zettel im verbleichenden Licht auf und begannen zu leuchten.

Konstance hockt sich wieder auf ihre Fersen. Sie hat diesen Raum seit fast einem Jahr nicht verlassen.

EINS

*Fremder, wer immer du bist,
öffne dies und siehe,
was dich erstaunen wird*

Wolkenkuckucksland,
von Antonios Diogenes, Tafel A

Diogenes' Kodex misst 30 x 22 cm. Von Würmern zerfressen und von Schimmel bedeckt, ließen sich nur vierundzwanzig Seiten, hier von A bis Ω gekennzeichnet, retten. Alle waren nur noch zu einem gewissen Grad zu entziffern. Die Handschrift ist ordentlich und neigt sich ein wenig nach links. Aus der Übersetzung durch Zeno Ninis aus dem Jahr 2020:

... wie lange schon hatten diese Tafeln in der Truhe vor sich hin gemordert und auf Augen gewartet, die sie lesen würden? Obwohl ich sicher bin, dass du die Wahrheit der absonderlichen Ereignisse in Zweifel ziehen wirst, von denen sie in meiner Übersetzung berichten, meine liebe Nichte, lasse ich auch nicht ein Wort aus. Vielleicht waren die Menschen, die in jenen fernen Zeiten auf der Erde lebten, tatsächlich Untiere, und eine Vogelstadt schwebte zwischen den Reichen von Menschen und Göttern. Vielleicht schuf sich der Schäfer auch, wie es alle Narren tun, seine eigene Wirklichkeit und entschied, dass sie wahr sei. Aber wenden wir uns seiner Geschichte zu und entscheiden für uns selbst, ob er bei Verstand war.

Die Stadtbibliothek von Lakeport

20. Februar 2020, 16:30 Uhr

Zeno

Er geht mit fünf Fünftklässlern durch den dicht fallenden und dahinwehenden Schnee aus der Schule hinüber in die Stadtbibliothek. Er ist über achtzig, trägt einen Drillichmantel, seine Stiefel haben Klettverschlüsse, und auf seiner Krawatte fahren Cartoon-Pinguine Schlittschuh. Den ganzen Tag schon ist er voller Freude, und jetzt, an diesem Donnerstagnachmittag im Februar um halb fünf, als er die Kinder vor sich den Gehweg hinunterlaufen sieht, Alex Hess mit seinem Eselskopf aus Papiermaschee, Rachel Wilson mit einer Plastikfackel und Natalia Hernandez, die einen tragbaren Lautsprecher mit sich führt, da drohen ihn seine Gefühle zu übermannen.

Sie kommen am Polizeirevier vorbei, am Kaufhaus Parks, den Eden's-Gate-Immobilien. Die Stadtbibliothek von Lakeport ist ein zweistöckiges viktorianisches Knusperhaus mit hohem Giebel an der Ecke von Lake und Park Street. Sie wurde der Stadt nach dem Ersten Weltkrieg gestiftet, der Kamin neigt sich etwas zur Seite, die Regenrinnen hängen durch, und die Risse in dreien der vier Fenster nach vorne heraus werden von Paketband zusammengehalten. Auf den Wacholderbüschen entlang des Gehwegs und auf der Buchrückgabekiste an der Ecke, die so bemalt ist, dass sie wie eine Eule aussieht, liegt eine dicke Schneedecke.

Die Kinder rennen in Richtung Eingang, hinauf unter das Vordach und klatschen mit Sharif ab, dem Kinderbuch-Bibliothekar, der herausgekommen ist, um Zeno die Stufen hinaufzuhelfen. Sharif hat lindgrüne Stöpsel in den Ohren und bunten Glitter in den Haaren auf seinen Armen. Auf seinem T-Shirt steht: I LIKE BIG BOOKS AND I CANNOT LIE.

Zenos Brille ist beschlagen, und er muss sie sich drinnen erst einmal säubern. Ausgeschnittene Papierherzen kleben auf der Empfangstheke, und auf einer gerahmten Stickerei an der Wand dahinter steht: *Hier beantworten wir eure Fragen.*

Auf den drei Monitoren auf dem Computertisch führen Bildschirm-schoner-Spiralen eine Art Synchronanz auf. Zwischen dem Regal für Hörbücher und zwei schäbigen Ohrensesseln tropft Heizungswasser aus der Decke in einen großen 25-Liter-Eimer.

Plitsch. Platsch. Plitsch.

Die Kinder verteilen überall Schnee und stürmen gleich nach oben in den Kinderbuchbereich. Zeno und Sharif sehen sich lächelnd an, als sie hören, wie ihre Schritte am oberen Ende der Treppe innehalten.

«Boa», sagt die Stimme von Olivia Ott.

«Heiliger Bimbam», die von Christopher Dee.

Sharif fasst Zeno beim Ellbogen und hilft ihm die Stufen hinauf. Der Eingang zum ersten Stock liegt hinter einer golden besprühten Sperrholzwand versteckt, und Zeno hat über die oben mit einem Bogen versehene Tür in der Mitte folgende Worte geschrieben:

Ὡ ξένε, ὅστις εἶ, ἀνοιξον, ἵνα μάθῃς ἃ θαυμάζεις

Die Fünftklässler drängen sich vor der Sperrholzwand, Schnee schmilzt von ihren Jacken und Rucksäcken, und alle sehen Zeno an, während der erst einmal wieder zu Atem kommen muss.

«Wissen alle noch, was das bedeutet?»

«Natürlich», sagt Rachel.

«Klaro», sagt Christopher.

Natalie reckt sich auf die Zehenspitzen und fährt mit dem Finger über die einzelnen Worte. «*Fremder, wer immer du bist, öffne dies und siehe, was dich erstaunen wird.*»

«Oh, du meine Güte», sagt Alex mit seinem Eselskopf unter dem Arm. «Das ist, als gingen wir *ins Buch hinein.*»

Sharif schaltet das Treppenlicht aus, und die Kinder drängen sich im roten Schein der *Ausgang*-Leuchte vor der kleinen Tür zusammen. «Fertig?», ruft Zeno, und von der anderen Seite der Sperrholzwand antwortet Marian, die Bibliotheksleiterin: «Fertig.»

Nacheinander gehen die Fünftklässler durch den kleinen Durchgang mit dem hübschen Bogen in die Kinderbuchabteilung. Die Regale, Tische und Sitzsäcke, die normalerweise den Raum füllen, sind an die Seiten geschoben worden, und an ihrer Stelle stehen dreißig Klappstühle. Darüber hängen Dutzende mit Glitter überzogene Pappwolken von den Deckenbalken. Vor den Stühlen gibt es eine kleine Bühne, die Wand dahinter wird von einer großen Stoffbahn bedeckt, auf die Marian eine Stadt in den Wolken gemalt hat.

Goldene Türme mit Hunderten kleinen Fenstern und Fahnen, und auf den Spitzen wachsen Wimpel in die Höhe. Vogelschwärme kreisen um sie, kleine braune Ammern und große silberne Adler, Vögel mit langen, gebogenen Schwänzen und andere mit langen, gebogenen Schnäbeln, Vögel der Welt und Vögel der Fantasie. Marian hat die Deckenlampen ausgemacht, und im Licht eines einzelnen Karaokestrahlers auf einem Stativ glitzern die Wolken, schimmern die Vogelscharen, und die Türme scheinen von innen zu leuchten.

«Das ist ...», sagt Olivia.

«... besser, als ich ...», sagt Christopher.

«Wolkenkuckucksland», flüstert Raphael.

Natalie stellt ihren Lautsprecher ab, Alex springt auf die Bühne, und Marian ruft: «Vorsicht, einiges von der Farbe kann noch feucht sein.»

Zeno lässt sich auf einen Stuhl in der ersten Reihe sinken. Jedes Mal, wenn er blinzelt, flirrt ihm ein Erinnerungsbild über die Innenseite der Augenlider: sein Vater, der sich in eine Schneewehe fallen lässt, eine Bibliothekarin, die eine Schublade des Kartenkatalogs aufzieht, ein Mann, der in einem Gefangenenlager griechische Buchstaben in den Lehm kratzt.

Sharif zeigt den Kindern den Garderobenraum voller Requisiten und Kostüme, den er hinter drei Bücherregalen geschaffen hat, und Olivia zieht sich eine Latexglatze über den Kopf. Christopher schiebt einen bemalten, wie ein Marmorsarkophag aussehenden Mikrowellenkarton auf die Bühne, Alex berührt einen Turm der gemalten Stadt, und Natalie holt einen Laptop aus ihrem Rucksack.

Marians Telefon summt. «Die Pizzas sind fertig», sagt sie Zeno in sein gutes Ohr. «Ich geh rüber und hole sie. Bin ratzfatz wieder da.»

«Mr Ninis?» Rachel klopft Zeno auf die Schulter. Ihre roten Haare sind zu zwei geflochtenen Zöpfen zurückgebunden, und sie sieht ihn mit großen Augen an. «Haben Sie das alles gebaut? Für uns?»

Seymour

Eine Straße weiter döst der grauäugige siebzehnjährige Seymour Stuhlman mit einem Rucksack auf dem Schoß in einem mit zehn Zentimetern Schnee bedeckten Pontiac Grand Am. Es ist ein dunkelgrüner JanSport-Rucksack in Übergröße, in dem sich zwei Presto-Druckkochtöpfe befinden. Beide sind mit Dachnägeln, Kugellagern, einer Zündvorrichtung und einem guten Pfund hochexplosiven Sprengstoffs namens Composition B gefüllt. Kabel führen aus den Töpfen hoch zu den Deckeln, wo sie mit dem Schaltkreis je eines Handys verbunden sind.

Im Traum wandert Seymour unter Bäumen auf eine Gruppe weißer Zelte zu, aber mit jedem Schritt, den er vorwärts macht, verrutscht der Weg, und die Zelte weichen ein Stück weiter zurück. Eine fürchterliche Verwirrung ergreift Seymour, und er fährt aus seinem Schlaf hoch.

Die Uhr im Armaturenbrett sagt ihm, es ist 16:42 Uhr. Wie lange hat er geschlafen? Eine Viertelstunde. Höchstens zwanzig Minuten. Wie dumm. Wie leichtsinnig. Seit mehr als vier Stunden sitzt er jetzt hier, seine Zehen sind ganz taub, und er muss pinkeln.

Er wischt mit dem Ärmel über die beschlagene Windschutzscheibe, riskiert es, die Scheibenwischer kurz anzuschalten, und sie schieben ein Sichtfenster in den Schnee. Vor ihm parken keine Autos. Da sind keine Leute, der Gehweg ist leer. Das einzige Auto auf dem schotterbestreuten Parkplatz westlich von ihm ist der schneedeckte Subaru von Marian, der Bibliothekarin.

16:43 Uhr.

Fünfzehn Zentimeter Schnee bis zum Abend, sagt das Radio, über Nacht dann noch mal vierzig bis fünfzig Zentimeter.

Vier Sekunden einatmen, vier Sekunden die Luft anhalten, vier Sekunden ausatmen. Erinnere dich an die Dinge, die du weißt. Eulen haben drei Augenlider. Ihre Augäpfel sind keine Kugeln, sondern längliche Röhren. Einen Schwarm Eulen nennt man ein Parlament.

Er muss nur hineingehen, den Rucksack in der südöstlichen Ecke der Bibliothek verstecken, so nahe wie möglich am Immobilienbüro Eden's Gate, und wieder herauskommen. Nach Norden fahren, warten, bis die Bibliothek um sechs Uhr schließt, anrufen und es fünfmal klingeln lassen.

Bäääng.

So einfach.

Um 16:51 Uhr verlässt eine Gestalt in einem kirschroten Parka die Bibliothek, zieht sich die Kapuze über den Kopf und schippt den Schnee mit einer großen Schaufel aus dem Zugang. Marian.

Seymour stellt das Radio aus und sinkt tief in seinen Sitz. In seiner Erinnerung ist er sieben, acht Jahre alt, bei den Sachbüchern für Erwachsene, irgendwo in den 598ern, und Marian holt ein Buch über Eulen hoch oben aus dem Regal. Ihre Wangen sind ein wahrer Sommersprossensturm, und sie riecht nach Zimtkaugummi. Sie setzt sich neben ihm auf einen der rollenden Trittschemel. Auf den Bildern, die sie ihm zeigt, sitzen Eulen vor Höhlen, auf Ästen und fliegen hoch über Felder.

Er schiebt die Erinnerung beiseite. Was sagt Bishop? *Ein Krieger, der von seiner Sache überzeugt ist, verspürt weder Schuld noch Angst oder Reue. Ein Krieger, der von seiner Sache überzeugt ist, wird zu etwas Übermenschlichem.*

Marian fährt mit dem Schneeschieber die Rollstuhlrampe herunter, streut noch etwas Salz, geht dann die Park Street hinauf und wird vom Schnee verschluckt.

16:54 Uhr.

Den ganzen Nachmittag hat Seymour darauf gewartet, dass die Bibliothek leer ist, und jetzt ist es so weit. Er zieht den Reißverschluss des Rucksacks auf und schaltet die mit Klebeband auf den Deckeln der Druckkochtöpfe haftenden Handys ein, holt seinen Gehörschutz heraus, so einen, wie man ihn auf einem Schießstand benutzt, eine Art Kopfhörer ohne Lautsprecher, und zieht den Rucksack wieder zu. In der rechten Tasche seiner Windjacke steckt eine halb automatische Beretta 92, die er im Werkzeugschuppen seines Großonkels gefunden hat. In der linken ein Handy, auf dessen Rückseite drei Nummern stehen.

Geh hinein, versteck den Rucksack, komm wieder heraus. Fahr nach Norden, warte, bis die Bibliothek schließt, und ruf die ersten beiden Nummern an. Lass es fünfmal klingeln. Bäääng.

16:55 Uhr.

Ein Schneeflug kommt mit zuckendem Warnlicht über die Kreuzung. Ein grauer Pick-up fährt vorbei, *King Construction* steht auf der

Tür. Das *Geöffnet*-Zeichen leuchtet im Erdgeschossfenster der Bibliothek. Marian ist wahrscheinlich nur kurz etwas besorgen, sie wird nicht lange weg sein.

Los. Steig aus dem Wagen.

16:56 Uhr.

Der Schnee landet kaum hörbar auf der Windschutzscheibe, und doch scheint es ihm, als würde er jedes einzelne Auftreffen bis in die Zahnwurzeln spüren. Ta, ta, ta, ta, ta, ta, ta, ta. Eulen haben drei Augenlider. Ihre Augäpfel sind keine Kugeln, sondern längliche Röhren. Einen Schwarm Eulen nennt man ein Parlament.

Er klemmt sich den Hörschutz über die Ohren. Zieht die Kapuze über den Kopf. Legt die Hand auf den Türöffner.

16:57 Uhr.

Ein Krieger, der von seiner Sache überzeugt ist, wird zu etwas Übermenschlichem.

Er steigt aus dem Wagen.

Zeno

Christopher verteilt Grabsteine aus Styropor auf der Bühne und stellt den Mikrowellenkarton-Sarkophag so hin, dass das Publikum die Inschrift lesen kann: *Aethon – lebte 80 Jahre als Mensch, 1 Jahr als Esel, 1 Jahr als Zackenbarsch, 1 Jahr als Krähe*. Rachel nimmt ihre Plastikfackel, und Olivia kommt mit einem Lorbeerkranz auf der Latexglatze hinter den Bücherregalen hervor. Alex lacht.

Zeno klatscht einmal in die Hände. «Eine Kostümprobe ist etwas, das wir ernst nehmen, erinnert ihr euch? Morgen Abend sitzt eure Großmutter im Publikum und muss womöglich niesen, oder das Baby von jemandem fängt an zu schreien, jemand von euch vergisst einen Satz, aber was immer passiert, wir machen weiter, richtig?»

«Ja, Mr Ninis.»

«Alle auf ihren Platz, bitte. Natalie, die Musik.»

Natalie drückt eine Taste auf ihrem Laptop, und aus dem Lautsprecher erklingt eine unheimliche Orgelfuge. In die Musik hineingemischt ist das Knarzen eines Tores, Krähen krächzen, Eulen rufen. Vorne auf der Bühne entrollt Christopher ein paar Meter weißen Satin und kniet sich an das eine Ende, Natalie ans andere. Gemeinsam lassen sie den Satin auf und ab wogen.

Rachel tritt in ihren Gummistiefeln auf die Mitte der Bühne. «Es ist ein nebliger Abend im Inselkönigreich von Tyros», sie blickt auf ihren Text und hebt den Blick dann wieder, «und der Schriftsteller Antonios Diogenes kommt aus dem Archiv. Seht, das ist er, müde und besorgt, er hat Angst um seine sterbende Nichte, aber wartet nur, bis ich ihm das seltsame Ding zeige, das ich zwischen den Gräbern gefunden habe.» Der Satin bauscht sich in die Höhe, die Orgel spielt, Rachels Fackel flackert, und Olivia kommt ins Licht.

Seymour

Schneekristalle verfangen sich in seinen Wimpern, und er blinzelt sie weg. Der Rucksack auf seinen Schultern ist ein Fels, ein Kontinent. Die großen gelben Eulenaugen auf der Buchrückgabekiste scheinen ihm zu folgen, als er daran vorbeigeht.

Die Kapuze auf dem Kopf, den Hörschutz über den Ohren, geht Seymour die fünf Granitstufen unter das Vordach der Bibliothek hinauf. Ein Schild hängt innen hinter der Scheibe der Eingangstür, auf dem in Kinderhandschrift steht:

MORGEN
NUR FÜR EINEN ABEND
WOLKENKUCKUKSTAND

Hinter der Empfangstheke ist niemand, niemand am Schachbrett. Niemand am Computertisch, niemand stöbert in den Zeitschriften. Es muss der Schneesturm sein, der alle davon abhält herzukommen.

Auf der gerahmten Stickerei hinter der Theke steht: *Hier beantworten wir eure Fragen.* Die Uhr zeigt auf fünf nach fünf. Die Bildschirm-schoner-Spiralen bohren sich immer tiefer in die Monitore hinein.

Seymour geht in die südöstliche Ecke und kniet sich in den Gang zwischen Sprachen und Linguistik. Von einem unteren Regalbrett zieht er *Englisch leicht gemacht, 501 englische Verben* und *Holländisch für Anfänger*, schiebt den Rucksack in den staubigen Freiraum dahinter und stellt die Bücher zurück.

Als er aufsteht, explodieren violette Feuerwerke vor seinen Augen. Das Herz wummert ihm in den Ohren, seine Knie zittern, seine Blase schmerzt, und er kann seine Füße nicht spüren. Er hat Schnee bis tief in den Gang geschleppt, aber er hat es geschafft.

Jetzt wieder hinaus.

Als er zurück durch den Sachbuchbereich geht, scheint der Boden samt Regalen steil nach oben zu führen. Seine Turnschuhe sind wie aus Blei, seine Muskeln wollen ihm nicht gehorchen. Titel taumeln an ihm vorüber. *Verlorene Sprachen, Weltreiche des Wortes, 7 Schritte, ein Kind zweisprachig großzuziehen.* Er schafft es an den Sozialwissen-

schaften, der Religion und den Wörterbüchern vorbei, will nach der Tür greifen, als er spürt, wie ihm jemand auf die Schulter fasst.

Nein. Bleib nicht stehen. Dreh dich nicht um.

Aber er tut es. Ein schlanker Mann mit grünen Ohrstöpseln steht vor der Empfangstheke. Er hat dichte schwarze Brauen, neugierige Augen, und auf dem sichtbaren Teil seines T-Shirts steht: I LIKE BIG ... In seinen Armen hält er Seymours JanSport-Rucksack.

Der Mann sagt etwas, aber der Hörschutz lässt ihn klingen, als stünde er Hunderte Meter weit entfernt, und Seymours Herz ist ein Stück Papier, das zerknüllt, entfaltet und wieder zerknüllt wird. Der Rucksack darf nicht hier sein. Er muss hinten in der Ecke versteckt liegen, so nahe wie nur möglich am Immobilienbüro Eden's Gate.

Der Mann mit den Brauen blickt hinunter auf den Rucksack, schaut hinein, der Reißverschluss ist ein Stück geöffnet, hebt den Blick und zieht die Stirn kraus.

Tausend winzige schwarze Punkte bilden sich vor Seymours Augen. In seinen Ohren fängt es an zu rauschen. Er fährt mit der rechten Hand in die rechte Tasche seiner Windjacke, und sein Finger findet den Abzug der Pistole.

Zeno

Rachel tut so, als müsste sie sich anstrengen, um den Deckel des Sarkophags anzuheben. Olivia greift in die letzte Ruhestätte aus Pappe und holt eine kleinere Schachtel daraus hervor, die mit einer Schnur zugebunden ist.

Rachel sagt: «Eine Truhe?»

«Sie hat oben eine Aufschrift.»

«Wie lautet sie?»

«Da steht: *Fremder, wer immer du bist, öffne dies und siehe, was dich erstaunen wird.*»

«Stell dir vor, Master Diogenes», sagt Rachel, «wie viele Jahre diese Truhe in diesem Grab überdauert hat. Die Jahrhunderte, die sie überlebt hat! Erdbeben, Überschwemmungen, Feuersbrünste, Leben und Tod von Generationen! Und jetzt hältst du sie in deinen Händen!»

Christophers und Natalies Arme werden allmählich müde, doch sie lassen den Satinnebel auch weiter auf und ab wabern, von der Orgelmusik untermalt. Schnee weht gegen die Fenster, und die Heizung unten im Keller stöhnt wie ein gestrandeter Wal. Rachel sieht zu, wie Olivia die Schnur von der Truhe löst und ein altes Wörterbuch herausholt, das Sharif im Keller gefunden und mit goldener Farbe besprüht hat.

«Es ist ein Buch.»

Sie tut so, als bliese sie Staub vom Einband, und Zeno in der ersten Reihe muss lächeln.

«Und erklärt uns dieses Buch», sagt Rachel, «wie jemand achtzig Jahre lang ein Mensch, ein Jahr lang ein Esel, ein weiteres ein Zackenbarsch und noch eines eine Krähe sein kann?»

«Dann wollen wir mal nachsehen.» Olivia öffnet das Wörterbuch und legt es auf ein Stehpult weiter hinten auf der Bühne. Natalie und Christopher lassen den Satin zu Boden sinken, Rachel räumt die Grabsteine weg, Olivia den Sarkophag, und Alex Hess, einen Meter zwanzig groß, tritt mit seiner goldenen Löwenmähne, einem Hirtenstab und einem beigefarbenen Bademantel über seiner Sportshorts in die Mitte der Bühne.

Zeno beugt sich auf seinem Stuhl vor. Seine schmerzende Hüfte, der Tinnitus im linken Ohr, die sechsundachtzig Jahre, die er auf dieser

Erde gelebt hat, und die unzähligen Entscheidungen, die ihn hierher gebracht haben, alles das verblasst in diesem Moment. Alex steht im Lichtkegel des Karaokestrahlers und blickt auf die leeren Stühle, als befände er sich nicht im ersten Stock einer heruntergekommenen Bibliothek in einer kleinen Stadt mitten in Idaho, sondern als sähe er hinaus auf die grünen Hügel um das antike Königreich Tyros.

«Ich», sagt er mit seiner hohen, sanften Stimme, «bin Aethon, ein einfacher Hirte aus Arkadien, und die Geschichte, die ich zu erzählen habe, ist so lächerlich, so unglaublich, dass du nie auch nur ein Wort davon glauben wirst – und doch ist sie wahr. Denn ich, den sie ein Spatzenhirn und einen Einfaltspinsel genannt haben, ja, ich, der Schwachkopf, der Schafskopf, der einfältige Aethon, ich bin einst bis an den Rand der Erde und hoch bis zu den schimmernden Toren des Wolkenkuckuckslandes gereist, wo niemandem etwas fehlt und ein Buch mit allem Wissen ...»

Von unten tönt ein Knall herauf, der sich für Zeno ganz wie ein Schuss anhört. Rachel lässt einen Grabstein fallen. Olivia zuckt zusammen, und Christopher duckt sich.

Die Musik spielt weiter, die Wolken drehen sich an ihren Schnüren, und Natalies Hand schwebt über ihrem Laptop. Ein zweiter Knall hallt nach durch den Boden, Angst reicht wie ein langer, dunkler Finger durch den Raum und berührt Zeno auf seinem Stuhl.

Alex im Lichtkegel beißt sich auf die Unterlippe und sieht Zeno an. Einen Herzschlag lang. Zwei. Deine Großmutter im Publikum könnte niesen. Ein Baby könnte schreien. Einer von euch könnte einen Satz vergessen, doch was immer passiert, wir machen weiter.

«Aber», fährt Alex fort und lässt den Blick erneut über die leeren Stühle gleiten, «ich sollte am Anfang beginnen», und Natalie ändert die Musik, Christopher wechselt von weißem zu grünem Licht, und Rachel bringt drei Pappschafe auf die Bühne.

ZWEI

Aethon hat eine Vision

Wolkenkuckucksland,
von Antonios Diogenes, Tafel β

Obwohl die ursprüngliche Ordnung der Tafeln strittig ist, sind sich die Gelehrten einig, dass die Episode, in welcher der betrunkene Aethon eine Gruppe Schauspieler Aristophanes' Komödie Die Vögel aufführen sieht und das Wolkenkuckucksland für einen wirklichen Ort hält, an den Beginn seiner Reise gehört. (übersetzt von Zeno Ninis)

... bin die Nässe leid, den Matsch und das ewige Blöken der Schafe, bin es leid, ein beschränkter, schafsköpfiger Einfaltspinsel genannt zu werden, habe meine Herde auf dem Feld zurückgelassen und bin in die Stadt gestolpert.

Auf dem Platz saßen alle auf ihren Bänken. Vor ihnen tanzten eine Krähe, eine Dohle und ein Wiedehopf, alle menschengroß, und sie machten mir Angst. Allerdings erwiesen sie sich als sanftmütige Vögel, und zwei ältere von ihnen sprachen von der Wunderbarkeit einer Stadt, die sie in den Wolken bauen wollten, zwischen Himmel und Erde, weit von den Kummernissen der Menschen entfernt und nur für Beflügelte erreichbar, eine Stadt, in der niemand zu leiden habe und alle weise seien. In meiner Vorstellung erhob sich ein Palast mit goldenen Türmen hoch oben in den Wolken, um den Falken und Rotschenkel flogen, Wachteln, Sumpfhühner und Kuckucke, wo Fleischbrühe aus Wasserspeiern strömte und Schildkröten Honigkuchen auf ihren Rücken trugen. Wein floss in Kanälen links und rechts der Straßen.

Als ich das alles mit meinen eigenen Augen sah, stand ich auf und sagte: «Warum hier bleiben, wenn ich dort sein könnte?», ließ meinen Weinkrug fallen und machte mich gleich auf den Weg nach Thessalien, ein Land, das jeder kennt und das berüchtigt ist für seine Hexerei. Ich wollte sehen, ob ich nicht eine Hexe finden könnte, die mich verwandeln würde ...

Konstantinopel

1439–1452

Anna

Auf dem Vierten Hügel der Stadt, die wir Konstantinopel nennen, die für ihre Einwohner aber einfach nur die Stadt war, gegenüber vom Kloster der heiligen Kaiserin Theophanu, in der ehemals großen Kunststickerei von Nicholas Kalaphates, lebt eine Waise namens Anna. Erst mit drei Jahren beginnt sie zu sprechen. Und dann kommt eine Frage nach der anderen.

«Warum atmen wir, Maria?»

«Warum haben Pferde keine Hände?»

«Wenn ich ein Rabenei esse, bekomme ich dann schwarze Haare?»

«Passt der Mond in die Sonne, Maria, oder umgekehrt?»

Die Nonnen aus dem St. Theophanu nennen sie Äffchen, weil sie immer auf ihre Obstbäume klettert, die Jungen vom Vierten Hügel nennen sie bloß Mücke, weil sie sie nicht in Ruhe lässt, und die oberste Stickerin, Witwe Theodora, meint, sie sollte Heillos heißen, weil sie kein anderes Kind kennt, das in einer Stunde einen neuen Stich lernen kann, um ihn in der nächsten schon wieder zu vergessen.

Anna und ihre ältere Schwester Maria schlafen zwei Türen hinter der Spülküche in einer Kammer mit einem kleinen Fenster, die kaum groß genug für eine Rosshaarpflichte ist. Gemeinsam besitzen sie vier Kupfermünzen, drei Elfenbeinknöpfe, eine geflickte Wolldecke und eine Ikone der heiligen Koralia, die womöglich einmal ihrer Mutter gehört hat. Anna hat noch nie süße Sahne geschmeckt, noch nie eine Orange gegessen und war auch noch nie außerhalb der Stadtmauern. Noch vor ihrem vierzehnten Geburtstag werden alle Menschen, die sie kennt, entweder versklavt oder tot sein.

Es dämmt. Regen fällt auf die Stadt. Zwanzig Stickerinnen steigen die Treppe zum Arbeitsraum hinauf und setzen sich auf ihre Bänke. Witwe Theodora geht von Fenster zu Fenster und öffnet die Läden. Sie sagt: «Gebenedeiter, bewahre uns vor Müßiggang», und die Stickerinnen antworten, «denn wir haben unzählige Male gesündigt», und Witwe Theodora schließt den Schrank mit den Garnen auf, wiegt Gold- und Silberfäden und die kleinen Schachteln mit den Saatperlen, schreibt die Zahlen auf eine Wachstafel, und kaum, dass es im Raum

hell genug ist, um einen schwarzen von einem weißen Faden zu unterscheiden, fangen sie an.

Mit ihren siebzig Jahren ist Thekla die Älteste. Die Jüngste ist die siebenjährige Anna. Sie hockt neben ihrer Schwester und sieht zu, wie Maria eine halb fertige Priesterstola auf dem Tisch ausrollt. An den Rändern winden sich Ranken in wunderbaren Reigen um Lerchen, Pfauen und Tauben. «Jetzt, nachdem wir Johannes, den Täufer, umrissen haben», sagt Maria, «kommen seine Gesichtszüge.» Sie fädelt den passend gefärbten Faden in eine Nadel, spannt den Stoff in den Stickrahmen und führt eine Reihe Stiche aus. «Wir drehen die Nadel, stechen mit der Spitze durch die Mitte des letzten Stiches und spleißen die Fasern, siehst du?»

Anna sieht es nicht. Wer will ein solches Leben, will den ganzen Tag über Nadel und Faden gebeugt sein, um Heilige und Sterne, Greife und Ranken in die Kleidung von Hierarchen zu sticken? Eudokia singt eine Hymne über drei heilige Kinder, Agata von den Versuchungen Hiobs, und Witwe Theodora stakst wie ein nach kleinen Fischen Ausschau haltender Reiher durch den Raum. Anna müht sich, Marias Nadel zu folgen, Steppstich, Kettenstich, doch da landet ein kleines braunes Schwarzkehlchen direkt auf der Fensterbank vor ihrem Tisch, schüttelt sich ein paar Wassertropfen vom Gefieder, singt *wiet-tsäk-tsäk-tsäk*, und schon träumt sich Anna in den Vogel hinein. Sie flattert von der Fensterbank auf, weicht den Regentropfen aus und fliegt hoch nach Süden über die Häuser und die Ruine der Polyuktos-Basilika. Möwen kreisen um die Kuppel der Hagia Sophia wie Gebete um Gottes Kopf, der Wind krönt die Wellen des Bosporus mit weißem Schaum, und um die Landzunge fährt eine Handelsgaleere, die Segel voll gebauscht. Aber Anna fliegt immer noch höher, bis die Stadt nur mehr eine Stickelei aus Dächern und Gärten tief unter ihr ist, bis sie oben in den Wolken ist, bis ...

«Anna», zischt Maria, «welches Garn jetzt?»

Von der anderen Seite des Raumes flackert Witwe Theodoras Aufmerksamkeit zu ihnen herüber.

«Purpur? Um Silber herum?»

«Nein», seufzt Maria. «Kein Purpur. Und kein Silberfaden.»

Den ganzen Tag holt sie Fäden und Stoff, holt Wasser, holt den Stickerinnen ihr Essen, Bohnen und Öl. Am Nachmittag hören sie das Getrappel eines Esels, den Gruß des Pförtners, und dann kommt Meister Kalaphates die Treppe herauf. Die Frauen sitzen etwas gerader, sticken etwas schneller. Anna kriecht unter den Tisch, sammelt alle Fadenreste ein, die sie finden kann, und flüstert leise vor sich hin: «Ich bin klein, ich bin unsichtbar, er kann mich nicht entdecken.»

Mit seinen überlangen Armen, dem weinverfärbten Mund und dem streitlustigen Buckel ähnelt Kalaphates mehr als alle anderen Männer, die sie je gesehen hat, einem Geier. Er lässt missbilligende Schnalzlaute hören, während er zwischen den Bänken hindurchhumpelt, und sucht sich schließlich eine der Stickerinnen aus, hinter der er stehen bleibt. Heute ist es Eugenia, und er lässt sich darüber aus, wie langsam sie arbeitet, dass man eine Unfähige wie sie in den Tagen seines Vaters nie auch nur in die Nähe eines Seidenballens gelassen hätte, und versteht ihr Frauen denn nicht, dass jeden Tag mehr Provinzen an die Sarazenen verloren gehen, dass die Stadt die letzte Insel Christi im Meer der Ungläubigen ist, und dass sie alle, gäbe es die Stadtmauern nicht, längst auf einem Sklavenmarkt irgendwo im gottverlassenen Landesinneren zum Verkauf stünden?

Kalaphates redet sich immer mehr in Rage, doch dann klingelt der Pförtner und kündigt die Ankunft eines Kunden an. Kalaphates wischt sich über die Stirn, rückt das goldene Kreuz auf der Knopfleiste seines Hemds zurecht und watschelt zurück nach unten. Alle atmen erleichtert auf. Eugenia legt ihre Schere zur Seite, Agata reibt sich die Schläfen, Anna kommt unter der Bank hervorgekrochen, und Maria stickt weiter.

Fliegen drehen Kreise zwischen den Tischen. Von unten klingt Männerlachen herauf.

Eine Stunde vor dem Dunkelwerden ruft Witwe Theodora sie zu sich. «So Gott will, Kind, ist es nicht zu spät, Kapernknospen zu sammeln. Sie werden Agatas Schmerzen in den Handgelenken mildern und Thekla mit ihrem Husten helfen. Suche nach welchen, die kurz vor dem Aufblühen stehen. Und sei vor dem Abendläuten zurück, bedecke dein Haar und hüte dich vor Schurken und Schuften.»

Anna kann kaum noch die Füße auf dem Boden halten.

«Und renne nicht. Sonst fällt dir dein Schoß noch heraus.»

Sie zwingt sich dazu, langsam die Treppe hinunterzugehen, langsam den Hof zu durchqueren, langsam am Pförtner vorbei ... Dann fliegt sie. Am Tor vom St. Theophanu vorbei, um die mächtigen Granitblöcke einer umgefallenen Säule herum, zwischen zwei Reihen Mönchen hindurch, die in ihren schwarzen Kutten wie flugunfähige Krähen die Straße hinauftrotten. Pfützen schimmern auf den Wegen, drei Ziegen grasen in den Trümmern einer verfallenen Kapelle und drehen ihr im genau gleichen Moment die Köpfe zu.

Wahrscheinlich wachsen zwanzigtausend Kapernbüsche näher bei Kalaphates' Haus, aber Anna rennt die zwei Kilometer bis zur Stadtmauer. Dort, in einem mit Nesselzweigen zugewucherten Obstgarten, am Fuß der großen inneren Mauer, gibt es einen versteckten Eingang, länger schon, als dass sich jemand an die Zeit davor erinnern könnte. Anna klettert über einen Schutthaufen, zwängt sich durch die Öffnung dahinter und läuft eine enge Wendeltreppe hinauf. Dreimal im Kreis geht es bis nach oben, zwischen drohenden Spinnweben hindurch, hinein in den kleinen Gefechtsstand eines Bogenschützen. Zwei Schießscharten in entgegengesetzten Richtungen lassen Licht herein. Überall liegt Schutt. Sie kann hören, wie Sand durch Risse unter ihren Füßen rieselt. Eine erschreckte Schwalbe fliegt davon.

Atemlos wartet sie darauf, dass sich ihre Augen an das Licht gewöhnen. Vor Jahrhunderten hat jemand, vielleicht ein einsamer Bogenschütze, den seine Wache langweilte, ein Fresko an die südliche Wand gemalt. Zeit und Wetter haben viel vom Putz herunterrieseln lassen, doch das Dargestellte ist noch immer klar zu erkennen.

Links steht ein Esel mit traurigen Augen an einer Meeresküste. Das Wasser ist blau und voller geometrisch schöner Wellen, ganz rechts auf einem Wolkenfloß so hoch, dass Anna nicht bis dort hinaufreichen kann, leuchtet eine Stadt mit silbernen und bronzenen Türmen.

Ein halbes Dutzend Mal schon hat sie dieses Bild betrachtet, und immer rührt es etwas in ihr an, ein unaussprechliches Gefühl von Fernweh, eine Ahnung davon, wie unglaublich groß die Welt ist und wie klein sie selbst darin. Der Stil des Bildes ist ganz anders als der der Stickerinnen in Kalaphates' Werkstatt, die Perspektive, die viel elementa-

renen Farben. Wer ist der Esel, und warum wirkt er so verloren? Und was für eine Stadt ist das? Zion, das Paradies, die Stadt Gottes? Sie reckt sich auf die Zehen. Zwischen den Rissen im Putz kann sie Säulen und Bögen erkennen, Fenster und winzige um Türme fliegende Tauben.

Im Obstgarten unten fangen die Nachtigallen an zu singen. Das Licht verblasst, der Boden knarzt, und der Turm scheint ein Stück weiter in Vergessenheit zu versinken. Anna zwingt sich durch die westliche Schießscharte auf die Mauer, wo Kapernbüsche in einer Reihe ihre Blätter der untergehenden Sonne entgegenstrecken.

Sie sammelt Knospen und füllt sie in ihre Taschen. Dennoch, die Größe der Welt hält ihre Aufmerksamkeit gefangen. Hinter der äußeren Mauer und dem Graben voller Algen wartet sie mit Olivenhainen und Ziegenpfaden, und die winzige Gestalt eines Treibers führt zwei Kamele an einem Friedhof vorbei. Die Steine strahlen die Hitze des Tages ab, die Sonne sinkt aus dem Blick. Als die Abendglocke läutet, ist ihre Tasche erst zu einem Viertel gefüllt. Sie wird zu spät kommen. Maria wird sich sorgen, Witwe Theodora böse sein.

Anna schlüpft zurück in den Turm und hält noch einmal unter dem Bild inne. Einmal noch Luft holen. Im Zwielflicht scheinen die Wellen zu schäumen, die Stadt zu schimmern. Der Esel wandert am Ufer entlang und will unbedingt übers Meer.

Ein Holzfällerdorf in den Rhodopen Bulgariens

In ebenjenen Jahren

Omeir

Dreihundert Kilometer nordwestlich von Konstantinopel, in einem kleinen Holzfällerdorf neben einem schnellen, wilden Fluss, wird ein nicht ganz vollständiger Junge geboren. Er hat feuchte Augen, rosa Wangen und viel Kraft in den Beinen. Aber links an seinem Mund trennt eine Öffnung die Oberlippe vom Gaumen bis zur Nase.

Die Hebamme weicht zurück. Die Mutter des Kindes schiebt dem Kleinen einen Finger in den Mund: Die Scharte reicht bis hoch in den Gaumen. Als wäre sein Schöpfer ungeduldig geworden und hätte einen Moment zu früh mit seiner Arbeit aufgehört. Der Schweiß auf der Haut der Mutter erkaltet, Furcht verdrängt die Freude. Viermal war sie schwanger, und sie hat noch kein einziges Baby verloren, hat sich vielleicht sogar für in besonderer Weise gesegnet gehalten. Und jetzt das?

Der Junge schreit, eisiger Regen trommelt aufs Dach. Sie versucht ihn mit den Schenkeln zu halten, drückt eine ihrer Brüste mit beiden Händen vor, schafft es aber nicht, dass sich seine Lippen darum schließen. Er schluckt, sein Hals zittert, und er verliert weit mehr Milch, als er bekommt.

Amani, die älteste Tochter, ist vor Stunden schon aufgebrochen, um die Männer hoch oben aus dem Wald zu holen. Sie werden bereits nach Hause eilen. Die zwei jüngeren Töchter blicken zwischen Mutter und Neugeborenem hin und her, als versuchten sie zu ergründen, ob so ein Gesicht erlaubt ist. Die Hebamme schickt eine von ihnen zum Fluss Wasser holen, die andere soll die Nachgeburt vergraben. Es ist stockfinster draußen, und das Kind schreit noch, als sie die Hunde und die Glocken von Blatt und Nadel, ihren Ochsen, hören, die vorm Stall draußen ankommen.

Der Großvater und Amani treten durch die Tür, eisglitzernd und mit aufgewühltem Blick. «Es ist gestürzt, das Pferd ...», sagt Amani, doch als sie das Gesicht des Babys sieht, hält sie inne. Der Großvater hinter ihr sagt: «Dein Mann ist vorausgeritten, das Pferd muss in der Dunkelheit weggerutscht sein, und der Fluss ...»

Entsetzen erfüllt die Kate. Das Neugeborene schreit, die Hebamme schiebt sich zur Tür hin, eine finstere, elementare Angst verzieht ihr das Gesicht.

Die Frau des Hufschmieds hat sie gewarnt, Geister der Toten würden schon den ganzen Winter über in den Bergen Unheil bringen, durch verschlossene Türen schlüpfen, schwangeren Frauen Krankheiten bringen und kleine Kinder ersticken. Die Frau des Hufschmieds meinte, sie sollten eine Ziege als Opfer draußen an einen Baum binden und oben drein noch einen Topf Honig in den Fluss gießen, aber ihr Mann sagte, sie könnten keine ihrer Ziegen entbehren, und sie selbst wollte nicht so einfach auf ihren Honig verzichten.

Stolz.

Mit jeder ihrer Bewegungen blitzt ein Schmerz in ihrem Leib auf. Mit jedem Herzschlag kann die Mutter spüren, wie die Hebamme von Haus zu Haus eilt und die Geschichte verbreitet. Ein Dämon ist geboren worden. Sein Vater ist tot.

Der Großvater nimmt das schreiende Kind, legt es auf den Boden, steckt ihm einen Fingerknöchel zwischen die Lippen, und der Junge beruhigt sich. Mit der anderen Hand öffnet er die Scharte in der Oberlippe des Babys.

«Vor Jahren gab es auf der anderen Seite des Berges einen Mann mit genau so einer Öffnung in der Lippe. Ein guter Reiter, wenn man nicht mehr darauf achtete, wie hässlich er war.»

Er gibt ihr das Kind zurück und bringt Ziege und Kuh herein, um sie vorm Wetter zu schützen, geht ein weiteres Mal hinaus in die Nacht und spannt die Ochsen aus. In den Augen der Tiere spiegelt sich die Glut der Feuerstelle, und die Töchter drängen sich um ihre Mutter.

«Ist es ein Dschinn?»

«Ein böser Geist?»

«Wie kann es atmen?»

«Wie kann es essen?»

«Wird Großvater es zum Sterben in die Berge bringen?»

Das Kind blinzelt mit dunklen, lernenden Augen zu ihnen auf.

Der Graupel wird zu Schnee, und sie schickt ein Gebet zum Himmel, dass ihr Sohn verschont bleibt, sollte er eine Aufgabe in dieser Welt haben. Doch als sie kurz vorm Morgengrauen aufwacht, sieht sie den Großvater an ihrem Lager stehen. In seinem Rindslederumhang und mit all dem Schnee auf den Schultern sieht er aus wie der Geist aus

einem Holzfällerlied, ein Ungeheuer, das es gewohnt ist, schreckliche Dinge zu tun, und auch wenn sie sich sagt, dass ihr Sohn schon am Morgen neben ihrem Mann auf einem Thron in einem Garten ewiger Glückseligkeit sitzen wird, in dem Milch und Honig fließen und es nie Winter wird, fühlt es sich an, als gäbe sie einen Teil ihrer Lunge weg.

Hähne krähen, Räder knirschen im Schnee, in der Kate wird es hell, und erneut ergreift sie das Entsetzen. Ihr Mann ertrunken, das Pferd mit ihm. Die Mädchen waschen und beten, melken Schönheit, die Kuh, füttern Blatt und Nadel, schneiden Kiefernzweige, damit die Ziege etwas zum Kauen hat, und der Morgen wird zum Nachmittag, ohne dass sie die Kraft hätte aufzustehen. Frost im Blut, Frost in ihren Gedanken. Ihr Sohn quert in diesem Moment den Fluss in den Tod. Oder jetzt. Oder jetzt.

Der Abend dämmt, und die Hunde knurren. Sie erhebt sich und schleppt sich zur Tür. Eine Windböe hoch aus den Bergen lässt eine glitzernde Wolke aus den Bäumen auffahren. Der Druck in ihren Brüsten ist kaum zu ertragen.

Eine lange Weile geschieht nichts. Dann kommt der Großvater auf der Stute am Fluss heruntergeritten, ein Bündel über dem Sattel. Die Hunde fahren auf. Der Großvater steigt ab, ihre Arme recken sich vor, um zu nehmen, was er mitgebracht hat, obwohl ihr Kopf ihr sagt, sie sollte es nicht.

Das Kind lebt. Seine Lippen sind grau, seine Wangen aschfahl, aber nicht einmal seine winzigen Finger sind frostgeschwärzt.

«Ich habe ihn bis weit nach oben zum Hain gebracht.» Der Großvater legt Holz aufs Feuer und bläst in die Asche, um ein Feuer zu entfachen. Seine Hände zittern. «Ich habe ihn auf die Erde gelegt.»

Sie rückt so nahe ans Feuer, wie es nur geht, hält mit der rechten Hand Kinn und Wange ihres Kindes und drückt mit der linken einen Strahl Milch in seinen Mund. Die Milch läuft aus Nase und Scharte, aber der Junge schluckt. Die Mädchen schlüpfen durch die Tür herein, gefangen vom Mysterium des Ganzen, die Flammen lodern auf, doch der Großvater zittert. «Ich bin zurück aufs Pferd gestiegen. Er blieb so ruhig. Er sah hinauf in die Bäume. Eine kleine Gestalt im Schnee.»

Das Kind ringt um Luft und schluckt wieder. Draußen vor der Tür heulen die Hunde. Der Großvater sieht auf seine zitternden Hände. Wie lange wird es dauern, bis es im Dorf alle wissen?

«Ich konnte ihn nicht zurücklassen.»

Noch vor Mitternacht werden sie mit Heugabeln und Fackeln vertrieben. Das Kind ist der Grund für den Tod des Vaters gewesen, und es hat den Großvater verhext, damit er es aus dem Wald wieder mitbringt. Es hat einen Dämon in sich, der Makel in seinem Gesicht ist der Beweis.

Sie lassen den Stall zurück, die Wiese, den Rübenkeller, sieben geflochtene Bienenstöcke und die Kate, die der Vater des Großvaters vor sechzig Jahren gebaut hat. Bis zum Morgen haben sie es einige Kilometer den Fluss hinauf geschafft. Der Großvater stapft neben den Ochsen durch den Schneematsch, die Ochsen ziehen den Wagen, auf dem die Mädchen sitzen und Hühner, Töpfe und Geschirr festhalten. Schönheit, die Kuh, trottet hinterdrein und scheut vor jedem Schatten zurück, den Schluss bildet die Mutter auf der Stute. Das Baby blinzelt aus seinem Bündel und sieht zum Himmel hinauf.

Bei Einbruch der Nacht sind sie in einer weglosen Schlucht, fünfzehn Kilometer vom Dorf entfernt. Ein Bach windet sich zwischen eisbedeckten Felsen hindurch, und eigenwillige Wolken, groß wie Götter, ziehen durch die Baumwipfel, pfeifen merkwürdig und erschrecken die Tiere. Sie kampieren unter einem Sandsteinüberhang, wo Urmenschen vor Äonen Höhlenbären, Auerochsen und flugunfähige Vögel auf den Felsen gemalt haben. Die Mädchen drängen sich an ihre Mutter, der Großvater macht Feuer, die Ziege wimmert, die Hunde zittern, und in den Augen des Babys spiegelt sich das Licht der Flammen.

«Omeir», sagt seine Mutter. «Wir nennen ihn Omeir. Den, der lange lebt.»

Anna

Sie ist acht, bringt vom Winzer drei Krüge mit Kalaphates' dunklem Kopfschmerz-Wein zurück und bleibt draußen vor einem Wohnheim stehen, um auszuruhen. Durch die Fensterläden hört sie in einem seltsam akzentuierten Griechisch:

Aber Odysseus

Ging zum berühmten Palast des Alkinoos; vieles erwog er
Innehaltend, ehe zur ehernen Schwelle er hinkam,
Denn da war ein Glanz wie von Sonnenlicht oder von Mondschein
In des stolzen Alkinoos' Haus, dem hochüberdachten.
Erzverkleidete Wände erstreckten sich hierhin und dorthin,
Von der Schwelle bis drinnen; ringsum ein Gesimse aus Glasfluss.
Goldene Türen verschlossen das Innere des festen Gebäudes.
Silbern waren die Pfosten und standen auf ehernem Sockel,
Silbern der Türsturz oben darüber und golden der Türring.
Goldne und silberne Hunde waren zur Rechten und Linken,
Welche Hephaistos gefertigt mit kundigem Sinne,
Um des großgesinnten Alkinoos' Haus zu bewachen.

Anna vergisst den Handkarren, den Wein, die Zeit – alles. Der Akzent klingt ihr fremd, aber die Stimme ist tief und flüssig, und das Versmaß erinnert an einen vorbeigaloppierenden Reiter. Es folgen Jungenstimmen, welche die Verse wiederholen, dann setzt die erste Stimme wieder ein:

Außer dem Hof ist ein großer Garten nahe der Hoftür,
An vier Morgen, von allen Seiten vom Zaune umzogen.
Große Bäume stehen darin in üppigem Wachstum,
Apfelbäume mit glänzenden Früchten, Granaten und Birnen
Und auch süße Feigen und frische, grüne Oliven.
Denen verdirbt nie Frucht, noch fehlt sie winters und sommers
Während des ganzen Jahres, sondern der stetige Westhauch
Treibt die einen hervor und lässt die anderen reifen.
Birne auf Birne reift da heran und Apfel auf Apfel,
Aber auch Traube auf Traube und ebenso Feige auf Feige.

Was für ein Palast ist das, in dem die Türen golden schimmern, silberne Säulen stehen und um den herum die Bäume ständig Früchte tragen? Wie hypnotisiert geht sie auf das Wohnheim zu, klettert über das Tor und linst durch den Fensterladen. Drinnen sitzen vier Jungen im Wams um einen alten Mann herum, dem ein Kropf seitlich aus dem Hals wächst. Die Jungen wiederholen seine Verse in einem blutlosen Singsang, und der Mann hält etwas auf dem Schoß, das gebundene Pergamentblätter zu sein scheinen. Anna beugt sich so weit vor, wie sie sich traut.

Sie hat erst zweimal ein Buch gesehen: eine ledergebundene Bibel mit glitzernden Edelsteinen, die von den Älteren im Kloster St. Theophanu den Mittelgang hinausgetragen wurde, und einen medizinischen Katalog auf dem Markt, den der Kräuterhändler zuschnappen ließ, als Anna hineinzusehen versuchte. Das hier sieht älter aus und schmutziger. Die Buchstaben reihen sich dicht an dicht auf dem Pergament wie die Spuren von hundert Schnepfenvögeln.

Der Lehrer wiederholt den Vers, in dem eine Göttin einen Reisenden in Nebel hüllt, damit er sich ungesehen in den funkelnden Palast schleichen kann. Anna stößt aus Versehen an den Fensterladen, und die Jungen blicken auf. Und schon verscheucht ein breitschultriger Hausmeister Anna vom Fenster, als wäre sie ein Vogel, der sich an Obst vergreift.

Sie geht zurück zu ihrem Handkarren und schiebt ihn so nah heran, wie sie sich traut, aber Wagen rumpeln vorbei, und sie kann nichts mehr hören. Wer ist dieser Odysseus und wer die Göttin, die ihn in magischen Nebel hüllt? Ist das Königreich des tapferen Alkinoos das gleiche, das auch oben in den Turm gemalt ist? Das Tor öffnet sich, und die Jungen kommen heraus. Sie werfen ihr finstere Blicke zu, während sie den Pfützen ausweichen. Kurz drauf tritt der alte Lehrer, auf seinen Stock gestützt, ins Licht, und sie stellt sich ihm in den Weg.

«Ihr Gesang. Was steht auf den Seiten?»

Der Mann bewegt kaum den Kopf, es ist, als wüchse da ein Kürbis unter seinem Kinn.

«Können Sie es mich lehren? Ich kenne schon ein paar Zeichen, zum Beispiel das mit den zwei Säulen und dem Stab dazwischen, oder das, das wie ein Galgen aussieht, und den umgedrehten Ochsenkopf.»

Mit dem Finger malt sie ein A in den Straßenkot vor seinen Füßen.

Der Mann hebt den Blick in den Regen. Da, wo seine Augen weiß sein sollten, sind sie gelb.

«Mädchen gehen nicht zu Lehrern. Und du hast kein Geld.»

Sie nimmt einen Krug vom Karren. «Ich habe Wein.»

Er wird aufmerksam. Sein Arm greift nach dem Krug.

«Erst», sagt sie, «eine Unterrichtsstunde.»

«Du wirst es nie lernen.»

Sie gibt nicht nach. Der alte Lehrer stöhnt. Mit dem Ende seines Stocks schreibt er etwas in die nasse Erde:

Ὠκεανός

«*Ōkeanos*, der Ozean, der älteste Sohn von Himmel und Erde.» Er zieht einen Kreis um das Wort und sticht in die Mitte. «Hier das Bekannte.» Dann sticht er daneben. «Hier das Unbekannte. Jetzt den Wein.»

Sie gibt ihn ihm, und er trinkt mit beiden Händen. Sie geht in die Hocke. Ὠκεανός. Sieben Zeichen in der Erde. Und doch enthalten sie den einsamen Reisenden und den Palast mit seinen kupfernen Wänden, goldenen Wachhunden und die Göttin mit ihrem Nebel?

Weil sie zu spät kommt, bestraft Witwe Theodora Anna mit Stockschlägen auf die linke Fußsohle, und weil einer der Krüge halb leer ist, gibt es auch noch was auf die rechte Sohle. Jeweils zehn Schläge. Anna weint kaum. Die halbe Nacht schreibt sie die neuen Buchstaben auf die Tafeln ihres Geistes, und während sie am nächsten Tag die Treppe hinauf- und hinunterhumpelt, wenn sie Wasser holt, Aale für Chryse, die Köchin, sieht sie das Königreich des Alkinoos vor sich, umgeben von Wolken und mit Westwind gesegnet, reich an Äpfeln, Birnen und Oliven, blauen Feigen und roten Granatäpfeln, und überall stehen Jungen aus Gold auf leuchtenden Sockeln und halten brennende Fackeln in der Hand.

Zwei Wochen später kommt sie vom Markt zurück und macht einen Umweg am Wohnheim vorbei, wo sie den Lehrer mit dem Kropf wie eine Topfpflanze in der Sonne sitzen sieht. Sie stellt ihren Korb mit Zwiebeln ab und schreibt mit dem Finger vor ihm in die Erde:

Ὠκεανός

Rundherum zieht sie einen Kreis.

«Der älteste Sohn von Himmel und Erde. Hier das Bekannte, dort das Unbekannte.»

Der Mann neigt mühsam den Kopf zur Seite und nimmt sie in den Blick, als sähe er sie zum ersten Mal. Die Nässe in seinen Augen reflektiert das Licht.

Sein Name ist Licinius. Vor seinem Unglück, sagt er, hat er einer wohlhabenden Familie in einer Stadt im Westen als Lehrer gedient und besaß sechs Manuskripte und eine eiserne Kasette, in der er sie aufbewahrte: zwei Bände mit den Leben der Heiligen, einen mit Reden von jemandem namens Horaz, ein Testament der Wunder der heiligen Elisabeth, einen Leitfaden der griechischen Grammatik und die *Odyssee* des Homer. Aber dann nahmen die Sarazenen seine Stadt ein, und er floh ohne alles in die Hauptstadt, und Dank sei den Engeln im Himmel für ihre Mauern, deren Fundamente die Gottesmutter selbst gelegt habe.

Aus seinem Mantel zieht Licinius drei braune, fleckige Pergamentbündel. Odysseus, sagt er, war einst General der größten Armee, die je aufgestellt wurde und deren Legionen aus Hyrmina, Dulichion, aus den ummauerten Städten Knossos und Gortyn, aus den fernsten Fernen des Meeres kamen, und sie überquerten den Ozean in Tausenden schwarzen Schiffen, um das sagenumwobene Troja zu zerstören. Von jedem Schiff traten tausend Krieger, so zahlreich, sagt Licinius, wie Blätter an den Bäumen oder die Fliegen, die über Eimern warmer Milch in Schafställen schwirren. Zehn Jahre belagerten sie Troja, und nachdem die Stadt endlich gefallen war, segelten die müden Krieger zurück nach Hause. Alle kamen sicher an, nur Odysseus nicht. Das Lied seiner Heimreise, erklärt Licinius, besteht aus vierundzwanzig Büchern, eines für jeden Buchstaben des Alphabets, und es dauert Tage, es zu rezitieren. Ihm, Licinius, sind jedoch nur diese drei geblieben, jedes bestehend aus einem halben Dutzend Seiten, und sie berichten von jenem Teil der Reise, da Odysseus die Höhle der Kalypso verlässt, in einen Sturm gerät und nackt ans Ufer der Insel Scheria gespült wird, der Heimat des tapferen Alkinoos, des Königs der Phäaken.

Es gab einmal eine Zeit, fährt Licinius fort, da jedes Kind im Reich jeden einzelnen Namen in der Geschichte des Odysseus kannte. Aber lange, bevor Anna geboren wurde, brannten römische Kreuzfahrer aus

dem Westen die Stadt nieder, brachten Tausende um und nahmen ihr fast allen Besitz. Dann halbierten Seuchen die Einwohnerzahl um die Hälfte, halbierten sie noch einmal, und die Kaiserin musste Venedig ihre Krone verkaufen, um ihre Truppen bezahlen zu können. Der gegenwärtige Kaiser trägt eine Krone aus Glas und kann sich kaum die Teller leisten, von denen er isst, und so dämmert die Stadt in einem langen Halbdunkel dahin, wartet auf die Wiederkunft Christi und hat keine Zeit mehr für die alten Geschichten.

Anna kann den Blick nicht von den Blättern vor ihr wenden. So viele Worte! Es würde sieben Leben brauchen, sie alle zu lernen.

Jedes Mal, wenn Chryse, die Köchin, Anna zum Markt schickt, findet das Mädchen einen Grund, Licinius zu besuchen. Sie bringt ihm Brotkrusten, einen geräucherten Fisch, einen halben Korb Drosseln. Zweimal gelingt es ihr, einen Krug mit Kalaphates' Wein zu stehlen.

Dafür unterrichtet er sie. A ist ἄλφα: Alpha, B ist βῆτα: Beta, Ω ist ὦμέγα: Omega. Während sie den Boden des Arbeitsraums fegt, einen weiteren Ballen Stoff holt, einen Eimer Kohlen, während sie neben Maria sitzt, die Finger taub, Atemwolken über der Seide, übt sie die Buchstaben auf den tausend leeren Seiten in ihrem Kopf ein. Jeder steht für einen Klang, und die Buchstaben und ihre Klänge zu verbinden heißt, Wörter zu bilden, Wörter zu verbinden, Welten zu schaffen. Der ermattete Odysseus bricht mit seinem Floß von der Höhle Kalypsos auf, und die Gischt des Meeres bedeckt sein Gesicht. Der Schatten des Meergottes, Tang strömt aus seinem blauen Haar, blitzt im Wasser auf.

«Du füllst deinen Kopf mit nutzlosen Dingen», flüstert Maria. Aber den geknoteten Kettenstich, den Ankerkettenstich und den Girlandestich wird Anna nie lernen. Das, was sie wirklich mit einer Nadel vermag, ist, sich aus Versehen in den Finger zu stechen und auf den Stoff zu bluten. Ihre Schwester sagt, sie solle sich die heiligen Männer vorstellen, wie sie in Gewändern, die sie zu schmücken geholfen hat, die göttlichen Mysterien vollbringen. Aber Annas Gedanken schweifen zu Inseln am Rand des Meeres, auf denen sich immer holde junge Mädchen tummeln und Göttinnen auf Lichtstrahlen vom Himmel herabkommen.

«Heilige Mutter, hilf», sagt Witwe Theodora, «wirst du es denn nie lernen?» Anna ist alt genug, um sich der Bedenklichkeit ihrer Lage be-

wusst zu sein. Maria und sie haben keine Familie, kein Geld. Sie gehören zu niemandem, und allein Marias Fertigkeit mit der Nadel sorgt dafür, dass sie im Haus des Kalaphates wohnen dürfen. An einem dieser Tische zu sitzen und von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Kreuze, Engel und Blätter auf Pluviale, Kelchvela und Messgewänder sticken zu dürfen, bis ihre Rücken gebeugt sind und die Augen ihnen den Dienst versagen, auf mehr können sie in ihrem Leben nicht hoffen.

Äffchen. Mücke. Heillos. Aber Anna kann nicht anders.

«Ein Wort nach dem anderen.»

Wieder studiert sie das Durcheinander der Zeichen auf dem Pergament.

πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἶδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω

«Ich kann es nicht.»

«Doch, du kannst es.»

Nun, ἄστεα sind Städte, νόον ist der Verstand, und ἔγνω bedeutet lernte.

Sie sagt: «Er sah die Städte vieler Männer und lernte, wie sie lebten.»

Der massige Hals von Licinius erbebt, als sich sein Mund zu einem Lächeln verzieht.

«Genau, das ist es.»

Fast über Nacht erstrahlt die Welt in neuer Bedeutung. Sie liest die Inschriften auf Münzen, auf Grund- und Grabsteinen, auf bleiernen Siegeln, Strebepfeilern und auf in die Stadtmauer eingelassenen Marmorplatten – jede verwundene Straße der Stadt ist ein eigenes zerschlis-senes Manuskript.

Worte leuchten auf dem angeschlagenen Rand eines Tellers, den Chryse, die Köchin, unter dem Herd aufbewahrt: *Zoë, die Frommste*. Über dem Eingang einer vergessenen kleinen Kapelle: *Friede sei allen, die freundlichen Herzens hereinkommen*. Ihr Lieblingssatz ist in den Sturz über der Tür des Wächters neben dem Tor zum Kloster St. Theophanu eingemeißelt. Es hat sie einen halben Sonntag gekostet, ihn zu entziffern.

Halt, ihr Diebe, Räuber, Mörder, Reiter und Soldaten, in aller Demut, denn wir haben das rosige Blut Jesu gekostet.

Das letzte Mal, dass Anna Licinius sieht, weht ein kalter Wind, und sein Gesicht hat die Farbe eines Gewitters. Seine Augen tränen, das Brot, das sie ihm gebracht hat, bleibt unberührt, und der Kropf an seinem Hals scheint eine gänzlich unheilvolle Kreatur geworden zu sein, entzündet und bereit, endgültig sein Gesicht zu verschlingen.

Heute, sagt er, beschäftigen wir uns mit dem Wort *μῦθος*, dem *Mythos*, der für ein Gespräch oder etwas Gesagtes steht, aber auch für eine Geschichte oder Erzählung, eine Legende aus der Zeit der alten Götter, und er erklärt ihr, dass es ein zartes, unbeständiges Wort ist, das gleichzeitig etwas Falsches und Wahres auszudrücken vermag. Dann scheinen seine Gedanken abzuschweifen.

Der Wind entführt eine der Seiten aus seinen Händen, und Anna fängt sie ein, wischt den Schmutz herunter und legt sie ihm zurück auf seinen Schoß. Licinius ruht seine Augenlider lange aus. «Ein Requitorium», sagt er schließlich. «Kennst du das Wort? Das ist ein Ort zum Ausruhen. Ein Text, ein Buch ist ein Ruheort für die Erinnerungen von Menschen, die früher einmal gelebt haben. Es bietet Erinnerungen die Möglichkeit zu bleiben, nachdem die Seele weitergereist ist.»

Seine Augen öffnen sich wieder und werden größer, so als sähe er in eine tiefe Finsternis.

«Aber auch Bücher sterben, wie Menschen. Sie sterben in Feuersbrünsten, Überschwemmungen, im Maul von Würmern und durch die Launen von Tyrannen. Werden sie nicht geschützt, verlassen sie diese Welt, und wenn sie das tun, stirbt die Erinnerung ein zweites Mal.»

Er zuckt zusammen, und sein Atem stockt und setzt wieder ein. Laub weht durch die Gasse, helle Wolken strömen über die Dächer, einige Packpferde trotten vorbei, ihre Reiter sind dick angezogen, gegen die Kälte. Anna fröstelt. Soll sie den Hausmeister holen? Den Aderlasser?

Licinius hebt einen Arm, in der Hand drei zerknitterte Blätter.

«Nein, Lehrer», sagt Anna. «Die gehören Ihnen.»

Aber er drückt sie ihr in die Hand. Sie sieht in die Gasse, zum Wohnheim, der Mauer, den sich schüttelnden Bäumen hinüber, spricht ein schnelles Gebet und steckt sich die drei Pergamentblätter in ihr Kleid.

Omeir

Die älteste Tochter stirbt an Würmern, die mittlere an einem Fieber, aber der Junge wächst. Mit drei kann er sich aufrecht auf dem Pflug hinter Blatt und Nadel halten, die ein Feld für die Aussaat vorbereiten. Mit vier füllt er den Kessel im Bach und trägt ihn zwischen den Felsen her zu dem steinernen Ein-Zimmer-Haus, das der Großvater gebaut hat. Zweimal bezahlt seine Mutter die Frau des Hufschmieds, damit sie die fünfzehn Kilometer aus dem Dorf heraufkommt, um die Scharte in der Oberlippe des Jungen mit Nadel und Faden zusammenzunähen, zweimal ohne Erfolg. Die Öffnung, die durch den Oberkiefer bis in die Nase reicht, schließt sich nicht. Aber auch wenn sein Ohr manchmal innen brennt, sein Kiefer schmerzt und ihm Brühe und Suppe aus dem Mund tröpfen und ihm auf die Kleider tropfen, ist er robust, ruhig und niemals krank.

Seine frühesten Erinnerungen sind:

1. Zwischen Blatt und Nadel am Bach zu stehen, während sie trinken und das Wasser, das von ihren mächtigen Köpfen tropft, im Licht glitzert.
2. Wie seine Schwester Nida das Gesicht verzieht, als sie sich bereit macht, ihm einen Stock in die Oberlippe zu stecken.
3. Wie der Großvater einen Fasan rupft und der hellrosa Körper unter den Federn zum Vorschein kommt, ganz so, als zöge er ihn aus, und wie er ihn dann aufspießt und übers Feuer hält.

Die wenigen Kinder, die er trifft, geben ihm die Rolle der Ungeheuer, wenn sie die Abenteuer Bulukijas nachspielen, und fragen ihn, ob es stimmt, dass sein Gesicht dazu führen kann, dass Stuten ihre Fohlen verlieren und Zaunkönige in vollem Flug vom Himmel fallen. Aber sie zeigen ihm auch, wie man Wachteleier findet und in welchen Löchern des Flusses die größten Forellen zu fangen sind. Sie erzählen ihm von der halb hohlen schwarzen Eibe, die auf einem Karstvorsprung hoch über der Schlucht wächst und in der, wie sie sagen, böse Geister wohnen, die niemals sterben.

Viele der Holzfäller und deren Frauen halten sich von ihnen fern. Nicht selten lenken Händler, die den Fluss heraufkommen, ihr Pferd hoch zwischen die Bäume, weil sie es nicht riskieren wollen, Omeir auf

der Straße zu begegnen. Der Junge kann sich nicht erinnern, dass ihn ein Fremder je ohne Furcht oder Argwohn angesehen hätte.

Seine liebsten Tage sind die im Sommer, wenn die Bäume sich im Wind wiegen, das Moos smaragdgrün auf den Felsen leuchtet und sich die Schwalben durch die Schlucht jagen. Nida singt ein Lied, während sie die Ziegen hütet, ihre Mutter liegt auf einem Felsen über dem Bach, den Mund geöffnet, als atmete sie das Licht ein, und der Großvater nimmt seine Netze und den speziellen Leim und führt Omeir hoch in die Berge, um Vögel zu fangen.

Auch wenn sein Rücken gebeugt ist und ihm zwei Zehen fehlen, der Großvater bewegt sich schnell voran, und Omeir muss für jeden seiner Schritte zwei machen. Während sie in die Höhe steigen, erklärt ihm der alte Mann, wie viel besser Ochsen als Pferde sind: Ruhiger sind sie und beständiger, brauchen keinen Hafer, ihr Mist verbrennt die Gerste nicht, wie es Pferdemit tut, und sie können gegessen werden, wenn sie alt sind. Ochsen betrauern sich, wenn einer von ihnen stirbt, und wenn sie auf der linken Seite liegen, gibt es gutes Wetter, ist es die rechte, kommt Regen. Aus den Buchen werden Kiefern, dann folgen Enzian und Schlüsselblumen, und bis zum Abend hat der Großvater mit seinen Fallen ein Dutzend Moorhühner gefangen.

Als es Abend wird, suchen sie sich auf einer felsübersäten Lichtung einen Platz für die Nacht. Die Hunde ziehen Kreise um sie, heben die Nasen und prüfen die Luft, ob Wölfe in der Nähe sind. Omeir macht ein Feuer, der Großvater rupft und brät vier der Moorhühner, und die Kämme der Berge unter ihnen versinken in einer Kaskade dunkelnder Blautöne. Sie essen, das Feuer zerfällt zu Glut, der Großvater nimmt einen Schluck Pflaumenschnaps aus der Kürbisflasche, und voller Vorfreude, voll des reinsten Glücks, wartet der Junge auf das, was nun kommen wird, spürt, wie es wie ein erleuchteter Karren auf ihn zurollt, ein Karren voller Leckereien, gleich biegt er um die Felsen.

«Habe ich dir je erzählt», sagt der Großvater dann, «wie ich einmal auf den Rücken eines Riesenkäfers geklettert und zum Mond geflogen bin?»

Oder: «Habe ich dir je von meiner Reise zur Insel aus Rubinen berichtet?»

Er erzählt Omeir von einer gläsernen Stadt weit oben im Norden, wo alle immer nur flüstern, weil sie nichts zerbrechen wollen. Oder wie er sich einmal in einen Erdwurm verwandelt habe und hinunter in die Unterwelt gekrochen sei. Die Geschichten enden immer damit, dass der Großvater sicher in die Berge zurückkehrt, nachdem er ein weiteres furchterregendes, wundersames Abenteuer überlebt hat. Währenddessen wird die Glut zu Asche, der Großvater beginnt zu schnarchen, und Omeir sieht hinauf in den Nachthimmel und fragt sich, was für Welten zwischen den fernen Lichtern der Sterne zu finden sein mögen.

Als er seine Mutter fragt, ob Käfer bis zum Mond fliegen können oder der Großvater je ein ganzes Jahr in einem Seeungeheuer verbracht hat, lächelt sie und sagt, soweit sie wisse, hat er die Berge nie verlassen, und könnte Omeir sich jetzt bitte darauf konzentrieren, ihr mit dem Bienenwachs zu helfen?

Trotzdem steigt der Junge oft allein den Weg zur halb hohlen Eibe auf dem Felsvorsprung hinauf, klettert in ihr Geäst, sieht hinunter zu der Stelle, wo der Fluss hinter der Biegung verschwindet, und stellt sich vor, was für Abenteuer dahinter wohl lauern mögen: Wälder mit Bäumen, die laufen können, Wüsten, in denen Männer mit Pferdekörpern so schnell rennen, wie Mauersegler fliegen, ein Reich auf dem Dach der Welt, wo es keine Jahreszeiten mehr gibt, Seedrachen zwischen Bergen aus Eis herumschwimmen und blaue Riesen wohnen, die ewig leben.

Er ist zehn Jahre alt, als Schönheit, die alte Kuh der Familie mit ihrem mittlerweile tief durchhängenden Rücken, ein letztes Mal zu kalben beginnt. Fast den ganzen Nachmittag ragen zwei kleine Hufe, von denen in der Kälte dampfender Schleim heruntertropft, unter dem erhobenen Bogen ihres Schwanzes hervor, und Schönheit grast, als wäre alles auf dieser Welt wie immer, doch dann verkrampft sie sich, und ein erdbraunes Kalb gleitet aus ihr heraus.

Omeir tritt einen Schritt vor, aber der Großvater hält ihn mit einem fragenden Blick auf Schönheit zurück. Die Mutter leckt ihr Kälbchen ab, der kleine Körper wiegt sich unter dem Druck ihrer Zunge hin und her, und der Großvater flüstert ein Gebet. Sanfter Regen fällt, und das Kalb steht nicht auf.

Dann sieht Omeir, was der Großvater gesehen hat. Ein zweites Paar Hufe ist unter Schönheits Schwanz aufgetaucht. Dann gesellt sich eine Schnauze mit einer kleinen rosa Zunge zu den Hufen, es folgt ein Auge, und am Ende wird noch ein zweites Kalb, ein graues, geboren.

Zwillinge. Beide männlich.

Fast sofort, nachdem das graue Kalb die Erde berührt hat, erhebt es sich auf die Beine. Das braune Kälbchen lässt den Kopf auf der Erde liegen. «Mit dem stimmt was nicht», flüstert der Großvater, und er schimpft auf den Züchter, der ihn für die Dienste seines Bullen hat zahlen lassen. Aber Omeir denkt, dass das Kälbchen sich nur etwas Zeit lässt und versucht, die merkwürdige neue Situation mit Schwerkraft und Knochen zu begreifen.

Das graue Kalb trinkt auf wackligen Beinen bei der Mutter, das erstgeborene liegt auch weiterhin nass im Grün. Der Großvater seufzt, doch dann steht auch das erste Kalb auf und macht einen Schritt auf sie zu, als wollte es sagen: «Wer von euch hat an mir gezweifelt?», und der Großvater und Omeir lachen. Der Besitz der Familie hat sich verdoppelt.

Der Großvater warnt, dass es nicht einfach sein wird für Schönheit, genug Milch für die beiden zu produzieren, doch sie zeigt sich der Aufgabe gewachsen, grast ohne Unterlass im Licht der länger werdenden Tage, und die Kälber wachsen schnell und ohne Pause. Sie nennen das braune Kalb «Baum» und das graue «Mondlicht».

Baum hält seine Hufe gern sauber, blökt, wenn die Mutter außer Sicht gerät, und steht geduldig den halben Morgen da, während Omeir ihm Kletten aus dem Fell zupft. Mondlicht dagegen ist ständig unterwegs, um Motten, Giftpilze und Baumstümpfe zu untersuchen, knabbert an Schnüren und Ketten, frisst Sägemehl, watet knietief durch Matsch, bleibt mit einem Horn in einem toten Baum stecken und brüllt um Hilfe. Was die beiden Kälber von Beginn an gemeinsam haben, ist ihre grenzenlose Liebe für den Jungen, der sie mit der Hand füttert, ihnen die Mäuler streichelt und morgens oft draußen im Stall aufwacht, mit ihren großen, warmen Körpern an seinem. Sie spielen Verstecken und Wer-ist-als-Erster-bei-Schönheit. Gemeinsam stampfen sie mit ihm, von Fliegenwolken umgeben, durch Frühlingspfützen, sie scheinen einen Bruder in ihm zu sehen.

Noch vor ihrem ersten Vollmond spannt der Großvater die beiden vor einen Karren. Omeir belädt ihn mit Steinen, nimmt seinen Hirtenstock und fängt an, mit ihnen zu arbeiten. Schritt für Schritt, *hott* heißt nach rechts, *hüst* nach links und *brr* anhalten. Erst schenken die Kälber dem Jungen keine Beachtung. Baum weigert sich, einen Schritt zurück zu machen und sich vor die Last spannen zu lassen, Mondlicht versucht das Joch an jedem erreichbaren Baum abzustreifen. Der Karren kippt, die Steine rollen herunter, die Kälber gehen in die Knie und brüllen, und Blatt und Nadel sehen vom Gras an und schütteln die angegrauten alten Köpfe, als amüsierten sie sich.

«Welche Kreatur», lacht Nida, «würde jemandem mit so einem Gesicht trauen?»

«Zeig ihnen, dass du ihnen immer helfen kannst», sagt der Großvater.

Omeir fängt noch einmal an. Er klopft den beiden Ochsen mit dem Stock gegen die Knie. Er schnalzt mit der Zunge und pfeift, redet ihnen zu, flüstert ihnen in die Ohren. In diesem Sommer wird der Berg so grün, wie ihn noch niemand gesehen hat. Das Gras schießt in die Höhe, die Bienenstöcke seiner Mutter sind voller Honig, und zum ersten Mal seit ihrer Vertreibung aus dem Dorf hat die Familie reichlich zu essen.

Die Hörner von Mondlicht und Baum wachsen, ihre Hinterteile werden dicker, die Schultern breiter, und als sie kastriert werden, sind sie größer als ihre Mutter und lassen Blatt und Nadel wie Leichtgewichte aussehen. Der Großvater sagt, wenn du aufmerksam lauschst, kannst du sie wachsen hören, und obwohl Omeir so gut wie sicher ist, dass der Großvater nur einen Witz macht, drückt er doch, als niemand hinsieht, ein Ohr an Mondlichts mächtigen Brustkorb und schließt die Augen.

Im Herbst dringt die Kunde ins Tal, dass der große Sultan Murad II., der Hüter der Welt, gestorben ist und sein achtzehnjähriger Sohn (gesegnet sei er und ewig soll er leben) die Macht übernommen hat. Die Händler, die den Honig der Familie kaufen, erklären, dass der junge Sultan ein neues, goldenes Zeitalter herbeiführen wird, und in der kleinen Schlucht scheint es so zu sein. Der Weg bleibt frei und trocken, der

Großvater und Omeir ernten mehr Gerste denn je, Nida und ihre Mutter werfen das Korn in Körbe, und ein klarer, sauberer Wind trägt die Spreu davon.

Eines Abends, kurz vor dem ersten Schnee, kommt ein Reisender auf einer schimmernden Stute den Weg vom Fluss heraufgeritten, seinen Diener auf einer alten Mähre hinter sich. Der Großvater schickt Omeir und Nida in den Stall, und sie linsen zwischen den Balken hindurch. Der Reisende trägt einen grasgrünen Turban und einen mit Lammwolle gefütterten Reitmantel, und sein Bart sieht so ordentlich aus, dass Nida spekuliert, ob ihn nachts wohl Kobolde stutzen. Der Großvater zeigt ihm die alten Felszeichnungen in der Höhle, und hinterher sieht sich der Reisende das kleine Gehöft an, bewundert Felder, Wiesen und Ernte, und als er die beiden jungen Ochsen sieht, fällt ihm die Kinnlade herunter.

«Füttert ihr die mit dem Blut von Riesen?»

«Es ist ein wahrer Segen», sagt der Großvater, «Zwillinge im selben Geschirr zu haben.»

Als es dämmt, bewirbt die Mutter die Gäste mit Butter und Gemüse. Sie hat das Gesicht bedeckt, bringt die letzten, mit Honig beträufelten Melonen des Jahres, und Nida und Omeir schleichen hinten um die Kate, um zu lauschen. Omeir hofft, dass sie Geschichten über die Städte zu hören bekommen, die ihr Besucher in den Ländern hinter den Bergen besucht hat. Der Reisende fragt, warum sie so allein in einer Schlucht Kilometer vom nächsten Dorf entfernt leben, und der Großvater sagt, sie haben es sich so ausgesucht und dass der Sultan, möge er auf ewig in Frieden leben, sie mit allem versorgt, was sie brauchen. Der Reisende murmelt etwas, was die Kinder nicht verstehen können, und dann steht der Diener auf, räuspert sich und sagt: «Herr, sie verstecken einen Dämon in ihrem Stall.»

Stille. Der Großvater legt ein Scheit aufs Feuer.

«Einen Ghul oder Magier, der vorgibt, ein Kind zu sein.»

«Ich entschuldige mich», sagt der Reisende. «Mein Diener vergisst, was ihm geziemt.»

«Er hat das Gesicht eines Hasen, und die Tiere folgen seinem Wort. Deshalb leben sie so weit vom nächsten Dorf entfernt, und deshalb sind auch die Ochsen so groß.»

Der Reisende erhebt sich. «Stimmt das?»

«Er ist noch ein Kind», sagt der Großvater, und Omeir hört, wie Schärfe in seine Stimme dringt.

Der Diener bewegt sich zur Tür. «Das denken Sie heute», sagt er, «doch seine wahre Natur wird sich bald schon zeigen.»

Anna

Außerhalb der Stadtmauern regen sich alte Feindseligkeiten. Der Sultan der Sarazenen ist gestorben, sagen die Frauen im Arbeitsraum, und der neue, der fast noch ein Kind ist, verbringt jede wache Minute damit, die Einnahme der Stadt zu planen. Er studiert das Kriegführen, sagen sie, wie Mönche die Heilige Schrift. Seine Maurer bauen bereits zehn Kilometer den Bosphorus hinauf Brennöfen für Backsteine, wo er, an der engsten Stelle, eine riesige Festung plant, um jedes Schiff zu kapern, das Waffen, Weizen oder Wein von unseren Siedlungen am Schwarzen Meer in die Stadt bringen will.

Als der Winter kommt, sieht Kalaphates in jedem Schatten böse Vorzeichen. Ein Krug zerbricht, ein Eimer leckt, eine Flamme verlischt. Schuld ist in jedem Fall der neue Sultan. Kalaphates klagt, dass aus den Provinzen keine Bestellungen mehr eintreffen, die Stickerinnen nicht hart genug arbeiten, dass sie zu viele Goldfäden verbrauchen, oder auch nicht genug, und dass sie nicht reinen Glaubens sind. Agata ist zu langsam, Thekla zu alt, und Elyses Muster sind zu blass. Eine einzelne Fruchtfliege in seinem Wein kann ihm seine Laune für Tage vergiften.

Witwe Theodora sagt, dass Kalaphates Mitgefühl braucht und dass das Heilmittel für alle Sorgen im Gebet liegt, und so kniet sich Maria nach Sonnenuntergang in ihrer Kammer vor die Ikone der heiligen Koralia. Stumm bewegen sich ihre Lippen und schicken Gebete hoch durch die Deckenbalken. Erst sehr spät, nach dem letzten Gebet, wagt es Anna, die neben ihrer schlafenden Schwester liegt, wegzukriechen, eine Talgkerze aus der Spülküche zu holen und Licinius' Blätter aus ihrem Versteck unter der Pritsche hervorzuziehen.

Falls Maria es merkt, sagt sie es nicht, und Anna ist zu gebannt bei der Sache, als dass sie ernsthaft darauf achten würde. Die Kerze flackert über den Seiten, Worte werden zu Versen, Verse zu Farbe und Licht, und der einsame Odysseus treibt durch den Sturm. Sein Floß wird umgeworfen, er schluckt Salzwasser, und der Meeresherr braust auf seinen seegrünen Rössern vorbei. Aber dort in der türkisen Ferne hinter der tosenden Brandung schimmert das magische Königreich Scheria.

Es ist, als entstünde in ihrer Kammer ein kleines Paradies, strahlend, bronzefarben, gesegnet mit Früchten und Wein. Entzünde eine Kerze, lies eine Zeile, und der Westwind beginnt zu wehen. Eine Magd bringt einen Krug Wasser und einen Krug Wein, Odysseus sitzt am königlichen Tisch und speist, und der Lieblingsbarde des Königs beginnt zu singen.

Eines Abends im Winter kommt Anna den Flur von der Spülküche herunter, als sie durch die halb offene Tür ihrer Kammer die Stimme von Kalaphates hört.

«Was für eine Hexerei ist das?»

Eiseskälte schießt ihr durch sämtliche Adern. Sie schleicht sich weiter vor und sieht Maria auf dem Boden knien. Ihre Schwester blutet aus dem Mund. Kalaphates steht gebückt unter den niedrigen Deckenbalken, die Augenhöhlen im Schatten verborgen, und in den langen Fingern seiner linken Hand hält er die Blätter von Licinius.

«Du warst es? Die ganze Zeit? Die sich an den Kerzen bedient? Der Grund für unser Unglück?» Anna will den Mund öffnen, gestehen, alles beiseitewischen, doch ihre Angst ist so groß, dass sie unfähig ist, ein Wort hervorzubringen. Maria betet, ohne die Lippen zu bewegen, hinter ihren Augen, zurückgezogen ins innere Heiligtum ihrer Seele, und ihr Schweigen versetzt Kalaphates nur noch mehr in Wut.

«Sie sagen, nur ein Heiliger bringt Kinder, die nicht die seinen sind, ins Haus seines Vaters. Wer weiß, welches Unheil sie heraufbeschwören? Habe ich darauf gehört? Ich habe gesagt, es sind doch nur Kerzen. Wer immer sie nehmen mag, tut es, um seine nächtliche Andacht zu erhellen. Und jetzt sehe ich das? Dieses Gift? Diese Hexerei?» Er packt Maria bei den Haaren, und etwas in Anna schreit laut auf. Sag es ihm. Du bist die Diebin. Du bist das Unglück. Sprich. Kalaphates zerrt Maria an den Haaren in den Flur, vorbei an Anna, als wäre sie nicht da, und Maria versucht auf die Beine zu kommen, Kalaphates ist zweimal so groß wie sie, und Anna fehlt jeder Mut.

Er zerrt Maria an den Kammern der anderen Stickerinnen vorbei, die hinter ihren Türen hocken. Einen Moment lang gelingt es Maria, Tritt zu fassen, doch schon stolpert sie wieder, eine Handvoll Haare bleibt in Kalaphates' Faust zurück, und Marias Kopf schlägt auf die Steinstufe, die in die Spülküche führt.

Es hört sich an, als würde ein Kürbis mit einem Hammer zerschlagen. Chryse, die Köchin, sieht von ihrem Abwasch auf, Anna steht im Flur, und Maria tropft das Blut herunter. Niemand sagt etwas, als Kalaphates sie beim Kleid packt, ihren schlaffen Körper zum Feuer zieht, Licinius' Blätter hineinwirft und Maria zwingt, ihren leeren Blick auf die Flammen zu richten, in denen das Pergament eins, zwei, drei zu Asche zerfällt.

Omeir

Der zwölfjährige Omeir sitzt auf einem Ast der halb hohlen Eibe und sieht zur Biegung des Flusses hinunter, als der kleinste Hund des Großvaters unten auf dem Weg auftaucht und mit eingezogenem Schwanz, so schnell er kann, nach Hause rennt. Mondlicht und Baum, herrliche Zweijährige mit mächtigem Nacken und schweren, kräftigen Schultern, unter deren Fell die Muskeln spielen, heben die Köpfe von den letzten Fingerhüten, zwischen denen sie grasen. Sie saugen die Luft durch die Nasen ein und sehen zu Omeir hinauf, als warteten sie auf Anweisungen von ihm.

Das Licht wird grau. Der Abend ist so ruhig, dass er den Hund zur Kate keuchen hören kann, und seine Mutter sagt: «Was ist denn in den gefahren?»

Vier Atemzüge, fünf, sechs Atemzüge. Unten auf der Straße kommen Reiter um die Biegung, drei gleichauf, mit lehmbespritzten Bannern. Und es werden immer mehr, einige mit Trompeten, andere mit Speeren, ein Dutzend erst, doch es reißt nicht ab: Esel ziehen Wagen, es folgen Fußsoldaten – so viele Menschen und Tiere hat Omeir noch nie gesehen.

Er springt vom Baum und rennt den Pfad hinunter, Mondlicht und Baum trotten ihm hinterdrein. Sie kauen wider und schieben sich wie Schiffsrümpfe durch das hohe Gras. Als Omeir am Stall ankommt, humpelt der Großvater bereits aus der Kate und blickt so düster drein, als stünde eine lange hinausgeschobene, unangenehme Abrechnung unmittelbar bevor. Er bringt die Hunde zum Schweigen, schickt Nida in den Rübenkeller und steht mit durchgedrücktem Rücken und an den Seiten geballten Fäusten da, als die ersten Reiter vom Fluss heraufkommen.

Sie reiten auf Ponys, die mit Quasten und bemaltem Zaumzeug geschmückt sind, tragen rote Kappen, halten Hellebarden und eiserne Stangen in den Händen, und an ihren Sätteln hängen schwere Kriegsbögen. Kleine Pulverhörner baumeln von ihren Hälsen, und ihr Haar ist merkwürdig geschnitten. Ein königlicher Sendbote mit Rüschenärmeln und Stiefeln bis zu den Knien steigt von seinem Pferd, bahnt sich den Weg zwischen den Felsen zu ihnen herauf und bleibt mit der rechten Hand auf dem Griff seines Dolches stehen.

«Gott segne Euch», sagt der Großvater.

«Und dich.»

Ein paar Regentropfen fallen. Omeir kann sehen, wie weiter hinten noch mehr Männer von der Straße biegen, ein paar mit vor Wagen gespannten mageren Bergochsen, andere sind zu Fuß, tragen Köcher mit Pfeilen über dem Rücken oder Schwerter in der Hand. Der Blick eines der vorderen Reiter fällt auf Omeir, er verzieht angewidert das Gesicht, und der Junge bekommt eine Ahnung davon, wie er und der Ort hier den Männern erscheinen müssen – die in eine Niederung gebaute primitive Behausung, Heim eines Jungen mit entstelltem Gesicht, eine Einsiedelei der Missgebildeten.

«Die Nacht bricht an», sagt der Großvater, «und es wird regnen. Ihr müsst müde sein. Wir haben Futter für Eure Tiere und ein Dach, unter dem Ihr ausruhen könnt. Kommt, Ihr seid uns willkommen.» Steif und förmlich geleitet er ein halbes Dutzend Reiter in die Kate, und vielleicht meint er es wirklich so, wobei Omeir sehen kann, dass er sich wieder und wieder an den Bart greift und mit Daumen und Zeigefinger daran zupft, wie er es tut, wenn er besorgt ist.

Als es Nacht wird, hat sich der Regen verstetigt, und vierzig Männer und fast genauso viele Tiere drängen sich unter dem Felsüberhang um zwei stark rauchende Feuer. Omeir bringt Feuerholz, dann Hafer und Heu. Er eilt in der nassen Dunkelheit zwischen Stall und Überhang hin und her und hält dabei das Gesicht unter seiner Kapuze verborgen. Jedes Mal, wenn er innehält, droht ihm Panik den Hals zuzuschnüren: Warum sind diese Leute hier, wohin wollen sie, und wann ziehen sie weiter? Was seine Mutter und seine Schwester unter den Männern verteilen, der Honig und das Eingemachte, der eingelegte Kohl, die Forellen, der ganze Schafskäse und das getrocknete Wild, das ist so gut wie ihr gesamter Wintervorrat.

Viele der Männer tragen Umhänge und Mäntel wie die Leute hier im Wald, aber einige haben Fuchs- und Kamelfellmäntel, und wenigstens einer trägt einen Hermelinmantel, an dem die Zähne noch haften. Die meisten haben Dolche hinter Bauchgurten stecken, und alle reden von der Beute, die sie in der großen Stadt im Süden machen werden.

Es ist nach Mitternacht, als Omeir den Großvater im Licht einer Öllampe bei seiner Bank im Stall antrifft. Er hat selten erlebt, dass der

alte Mann so achtlos mit ihrem Öl umgeht. Er scheint an so etwas wie einem neuen Joch für die Ochsen zu arbeiten. Der Sultan, möge Gott ihn schützen, sagt der Großvater, sammelt Männer und Tiere in seiner Hauptstadt Edirne. Er braucht Kämpfer, Hirten, Köche, Hufschmiede, Schmiede und Träger. Alle, die sich ihm anschließen, werden belohnt werden, in diesem oder im nächsten Leben.

Kleine Sägemehlwirbel fliegen durchs Licht und tauchen zurück in den Schatten. «Als sie deine Ochsen gesehen haben», sagt er, «sind ihnen beinahe die Köpfe abgefallen», aber er lacht nicht und blickt auch nicht von seiner Arbeit auf.

Omeir setzt sich an die Wand. Es riecht warm und vertraut nach Dung, Rauch, Stroh und frischem Holz, und er muss gegen die Tränen ankämpfen, die ihm über die Wangen rinnen wollen. Jeden Morgen nimmst du an, dass der kommende Tag ziemlich genauso wie der vorhergehende sein wird, dass du sicher sein wirst, ebenso wie deine Familie, dass ihr zusammen bleibt und das Leben grundsätzlich so weitergeht wie bisher. Dann plötzlich, von einem Moment auf den anderen, ist nichts mehr wie zuvor.

Visionen von der Stadt im Süden scheinen vor ihm auf, doch da er noch nie in einer Stadt war, auch kein Bild von einer Stadt oder etwas Ähnliches gesehen hat und nicht weiß, was er sich vorstellen soll, mischen sich Szenerien aus den Geschichten des Großvaters in seine Vorstellung, mit sprechenden Füchsen und mächtigen Plattbauchspinnen, gläsernen Türmen und Brücken bis hinauf zu den Sternen.

Draußen in der Nacht schreit ein Esel. Omeir sagt: «Sie werden Baum und Mondlicht mitnehmen.»

«Und einen Fuhrmann, der sie führt.» Der Großvater hebt das Joch an, mustert es und legt es wieder ab. «Die Tiere folgen niemandem sonst.»

Es ist, als würde Omeir von einer Axt getroffen. Sein ganzes Leben hat er sich gefragt, was für Abenteuer wohl im Schatten hinter den Bergen zu bestehen sind, doch jetzt will er sich nur in die Ecke des Stalles drücken und dort durch die Jahreszeiten ausharren, bis die Besucher draußen nur mehr eine ferne Erinnerung sind und alles wieder so ist, wie es immer schon war.

«Ich gehe nicht mit.»

«Früher einmal», sagt der Großvater und sieht ihn endlich an, «haben sich die Menschen einer ganzen Stadt, vom Bettler über den Schlachter bis zum König, dem Ruf Gottes widersetzt und wurden zu Stein. Eine ganze Stadt, jede Frau, jedes Kind, zu Stein. Es gibt kein Nein.»

Vor der gegenüberliegenden Wand schlafen Baum und Mondlicht, und ihre Rippen heben und senken sich, als wären sie eins.

«Du wirst Ruhm ernten», sagt der Großvater, «und dann kehrst du zurück.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de